

Peter M. Witt.

1991

(3d)

Peter N. Witt

1991

SKIZZEN AUS MEINER VERGANGENHEIT.
Dritter Band.

Inhalt:

1. Schulen.
2. Im geheimen Auftrag und der Tyrann.
3. Forschung und Wissenschaft.
4. Besuche auf verzauberten Schlössern.

Motto: aus Marcel Proust: Remembrance of Things Past.I.Band
Swann's Way; Übersetzung von C.K. Scott Moncrieff.

Seite 50: "But when from a long-distant past nothing
subsists, after the people are dead, after the things are
broken and scattered, taste and smell alone, more fragile
but more enduring, more unsubstantial, more subsistent, more
faithful, remain poised a long time, like souls,
remembering, waiting, hoping, amid the ruins of all the
rest; and bear unflinchingly, in the tiny and almost
impalpable drop of their essence, the vast structure of
recollection."

Schulen.

Es fiel mir erst viel später auf, daß ich viel länger als viele Andere in der Schule blieb: von 1923 bis 1946. Ich genoß das Lernen während all diesen Jahren, und nur ganz zuletzt erwartete ich ungeduldig die Zeit, zu der ich mit der beruflichen Tätigkeit beginnen konnte.

Nach vier Jahren Grundschule besuchte ich das Deutsche "Gymnasium" neun Jahre lang; dann verbrachte ich 6 Jahre beim Medizin Studium an Deutschen und Österreichischen Universitäten; und schließlich brauchte ich ein Jahr um meine Doktorarbeit abzuschliessen. Die Studienzeit wurde durch mehrere Unterbrechungen im Arbeits- und Militärdienst und durch den 2. Weltkrieg verlängert.

Nach all diesen Jahren erntete ich substantielle und langwährende Belohnungen: selbst im Alter von 50 Jahren, als ich begann für die Geistesgesundheitsabteilung des Staates Nord Carolinien zu arbeiten, wurde ich mit Vorzug behandelt und bekam ein speziell hohes Gehalt, weil ich Doktor der Medizin war.

Schulen haben einen tiefen Einfluß auf des Schülers späteres Weltbild; die Schulen, die ich zu verschiedenen Zeiten auf verschiedenen Erdteilen besuchte, haben wenig Ähnlichkeit miteinander. Es scheint mir interessant, meine frühe Schulung in den Zwanziger und Dreissiger Jahren in Preussen mit der späteren Süddeutschen Privatschule zu vergleichen und im Allgemeinen den Deutschen mit dem Amerikanischem Unterricht.

Im Berlin der Zwanziger Jahre mußte man erst 3-4 Jahre Vorschule durchlaufen, ehe man die 9 Jahre im Gymnasium beginnen konnte. Die öffentliche Volksschule besorgte diesen Unterricht; aber in meiner Familie und bei meinen Freunden zog man Privatunterricht für die ersten 3-4 Jahre vor. Dies war zu meiner Zeit bereits anders als in der Jugend meiner Mutter, wo Privatunterricht zu Hause oft bis zum 18. Lebensjahr stattfand. Ich glaube, daß meiner Mutter Mangel an öffentlicher Schulung sie zwar mit erstklassiger Erziehung versehen hatte, aber sie war dadurch auch für den Rest ihres Lebens Öffentlichen Anstalten gegenüber mißtrauisch. Nach damaliger Sitte schrieb der Hausarzt jedem Kind ein Zeugnis, daß die Gesundheit private Schulung nötig machte. Es war ein heuchlerisches Zeugnis; und der Arzt war mit den Eltern unter einer Decke und gegen den Staat.

Aus mir unverständlichen Gründen bestand mein Vater darauf, daß ich die Privatschule mit 5 Jahren anfang, - ungewöhnlich früh. Drei Jahre lang spazierte ich morgens um die Ecke zum Haus meiner Tante, wo Privatstunden mir, meiner Cousine Eleonora von Haimberger und ein paar Anderen gegeben wurden. Ich erinnere mich daran nur wenig. Der Lehrer, Herr Jesse, war sehr streng und verhaute uns manchmal. Meine Mutter und Tante zweifelten wohl an der Zuträglichkeit solcher Methoden, aber sie mischten sich nicht ein; und mein Vater, der Körperstrafen befürwortete, war entscheidend.

Als Handschrift lernten wir zuerst etwas, das "Sütterlin" genannt wurde, und das jetzt meist als "Gotisch" bezeichnet wird. Erst einige Jahre später lernten wir "Lateinische" Schrift, die man in den meisten Europäischen Ländern benützte, und die heutzutage allgemein benutzt wird. Ich habe Sütterlin nie vergessen und kann mir kaum vorstellen, daß meine Kinder, die in Amerika aufgewachsen sind, sie nicht lesen können. Vor Kurzem entschied man bei den Nordcarolinischen Staatsarchiven, daß eine Anzahl Deutscher Briefe entziffert würden, die von einigen Künstlern in Sütterlin in den Zwanziger Jahren geschrieben waren; man entdeckte, daß ich einer der sehr wenigen Raleigher war, die das lesen konnten. Aus der zahlreichen Deutschen Einwohnerschaft von Raleigh konnten die Älteren keine Übersetzung mehr produzieren, während die jüngeren früheren Deutschen Sütterlin nicht mehr lesen konnten. Ich wurde angeworben, Übersetzungen alter Deutscher Briefe in eine Maschine zu diktieren, von der eine Sekretärin es abschrieb. Ich fühlte mich wie ein Überbleibsel aus früheren Zeiten.

Ausser Herrn Jesse's mehrstündigem Unterricht hatten wir eine Französin, die regelmäßig zu unserem Haus kam, um mit uns Französisch zu sprechen. Tatsächlich sprachen wir vier Kinder in unserer Jugend fließend Französisch. Dies war wichtig, weil, im Gegensatz zu jetzt, Französisch immer noch die Sprache der Gesellschaft und der Diplomatie war. Auch hatte mein Großvater Franz von Mendelssohn eine Mutter, die aus der Gegend von Bordeaux kam, und er sprach mit Familie und Freunden Deutsch und Französisch. Er war so Frankreichfreundlich, daß zur Zeit als meine Mutter, seine älteste Tochter, geboren wurde, er darauf bestand, daß eine Französische Amme von Bordeaux nach Berlin kam, sodaß seine Tochter nur die auserlesenste Muttermilch bekommen würde; - damals war es nicht üblich, daß Damen ihre Kinder selber trinken liessen. Man erzählte sich, daß die Französische Amme in ihrer Tracht mit vielen Röcken in Berlin eintraf, und daß es schwierig war, sie zufriedenstellend im Berliner Haushalt unterzubringen.

Meine Mutter sprach bis zum Ende ihres Lebens fließend Deutsch und Französisch, während bei mir Französisch langsam dem Englischen wich, das ich, wie die meisten Europäer meiner Zeit, zunehmend sprach. Jetzt spreche ich Französisch nicht mehr fließend, obwohl ich es lesen und verstehen kann; und wenn man um mich herum Französisch spricht, wird es bei mir schnell besser.

Nach dem Gehirnochirurgen, Wilder Penfield, ist die Fähigkeit eines Kindes eine zweite und dritte Sprache zu lernen und zu sprechen am stärksten bis ungefähr 14 Jahre; danach lernt man Sprachen vorwiegend durch Verstehen, und es benötigt mehr eine bewußte Anstrengung. Wie die meisten Europäer meiner Zeit war ich früh mehreren Sprachen ausgesetzt, und ich bin dafür immer noch dankbar. Später, als wir in der Schweiz lebten, lasen wir die meisten Strassen- und Geschäftszeichen in drei oder mehr Sprachen, und dadurch wurde mein Wortschatz vergrößert.

Entgegen den Erwartungen finde ich, daß Menschen mit zwei oder drei Sprachen oft jede dieser besser sprechen, als Leute, die nur eine Sprache gelernt haben. Das könnte mit größerer Sprachbewußtheit mehrsprachiger Menschen zusammenhängen, da sie aufmerksamer Satzbau und Worte prüfen, als diejenigen, die nur eine Sprache kennen. Ein Mal fragte ich die Lehrerin meiner Kinder, ob sie fand, daß ihr Englisch weniger gut als das ihrer Mitschüler sei, welche nur eine Sprache redeten. Ich war bereit Deutschsprechen zu Hause aufzugeben, solange sie Englisch in der Schule sprachen, wenn das schädlich sein könnte. Ich freute mich zu hören, daß ihr Englisch besser als das vieler ihrer einsprachigen Kollegen war.

Es gibt auch viele Menschen, die viele Sprachen schlecht sprechen, und die oft mehrere Sprachen vermischen. Ich fand das bei meinen Studenten an der Universität Bern in der Schweiz; sie waren zwei bis drei Sprachen verstehend und sprechend aufgezogen worden. Sie kannten alle Sprachen unvollständig, und brachten sie oft durcheinander. Es schien, als ob sie sich an dauerndes Wechseln der Sprache so gewöhnt hatten, daß sie nicht mehr fähig waren, den Gedanken in nur einer Sprache auszudrücken. Sie mußten in Bern ihre Doktorarbeit in nur einer Sprache schreiben, und dabei stellte sich ihr Deutscher Wortschatz oft als unzulänglich heraus. Wenn ich die Arbeiten las und das Deutsch corrigieren mußte, war es mir oft peinlich, denn meine Sprachkenntnisse waren nicht so viel besser.

Wir haben mehrere Bekannte Deutschen Ursprungs, die scheinbar ihr ursprüngliches Deutsch vergessen haben und nie gutes Englisch gelernt haben. Ihre Englischen Freunde glauben, daß, wenn sie nur Deutsch verständen, sie ihnen besser folgen könnten. Die Deutschen Zuhörer denken das Umgekehrte, nämlich daß sie jetzt nur auf Englisch denken. Es gibt großes Erstaunen, wenn ich ihnen sage, daß der Leute Deutsch ebenso viele Fehler und einen Akzent hat wie ihr Englisch.- Es kann von einer mangelnden Aufmerksamkeit beim Sprechen kommen und vielleicht auch von einem Mangel an Fähigkeit, Sprachen getrennt zu halten.

Meine Mutter hatte als junges Mädchen eine Sprache namens Vöcklapück gelernt, die, von Jemandem zusammengestellt, als zukünftige Weltsprache dienen sollte. Durch die Benutzung von Vöcklapück glaubte meine Mutter zum Beginn des Weltfriedens beizutragen. Ich zweifle daran, daß sie jemals einen Zweiten traf, mit dem sie sprechen konnte.

Die Sprachstunden in der Schule lehrten mich, daß ich keine Begabung für Fremdsprachen hatte. Aber ich fand im Laufe meines Lebens heraus, daß ich unter Druck lernen konnte, was immer nötig war. Ich bekam früh- und besonders später- in der Schule schlechte Noten in Englisch, Französisch und Lateinisch; aber ich konnte doch etwa 150 wissenschaftliche Arbeiten und 3 Bücher in diesen Sprachen veröffentlichen, und ich spreche sie gerne.

Wir erhielten auch Unterricht in Leibesübungen: Schwedische Gymnastik, Boxen, Fechten und Reiten; und wir gingen viel Schwimmen.

Nach 3 Jahren in der Privatschule war ich zu jung, um ins Gymnasium aufgenommen zu werden; und ich verbrachte ein viertes Jahr im Haus einer Familie, die auf unserer Strasse lebte und die 10 Kinder hatte, die alle zu Hause unterrichtet wurden. Die unternehmende Mutter hatte für Alle Klassen eingerichtet, und die Nachbarn wurden eingeladen mitzumachen. Eine Dame, die ich damals als ziemlich alt ansah, Fräulein Voelker, unterrichtete meine Klasse ein Jahr lang und bereitete mich für die Aufnahme ins Grunewald Gymnasium im Frühling 1927 mit 8 Jahren vor.

Von den Klassen Sexta bis Unterprima, das heißt während 7 1/2 Jahren, ging ich zu Fuß jeden Morgen entlang der mit Linden betsandenen Königsallee zum Grunewald Gymnasium. Vor ein paar Tagen erhielt ich eine Anzahl Curricula Vitae meiner Klassenkameraden aus dieser Zeit, und es fiel mir auf wie stark alle unsere Leben von den politischen Ereignissen beeinflußt waren, die in Deutschland zwischen 1927 und 1935 sich ereignet hatten;- in letzterem Jahr verließ ich diese Schule.

Grunewald, wo ich die meisten der ersten 25 Jahre meines Lebens zubrachte, und wo meine Schule lag, war ein Vorort am Südwestende von Berlin. Der Kurfürstendamm, eine bekannte Westliche Ausfallsstrasse, läuft in dieser Richtung aus der Stadt hinaus und ändert ihren Namen in Königsallee. Die Strasse läuft nach Wannsee und Potsdam weiter. Unsere Strasse war nach Herrn Königs genannt, der dort im 19. Jahrhundert ein Haus gebaut hatte. Von ihm hatten mein Großvater und sein Bruder ein grosses Stück Land um einen künstlichen See herum erworben. Der See war aus einem Sumpf entstanden und hatte den Namen Herthasee erhalten. Durch Kanäle, die unter Brücken hindurchlaufen, ist dieser See mit drei anderen verbunden.

Kurfürstendamm-Koenigsallee fingen in der Stadt an der Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche an und liefen gerade auf das Tor von meines Onkels Garten zu. Wenn man weiter hinaus wollte, mußte man in einer S-Kurve um unsere Gärten herum fahren. Die ganze "Kolonie" von Villen war unter der Patenschaft Johanna von Bismarcks, der Frau des eisernen Kanzlers, gebaut worden, und es gab besondere Regeln, die den ländlichen Charakter bewahren sollten. Es gab keine Mietshäuser, keine Läden,- und die Gärten, die die Villen umgaben, mußten eine Mindestgröße haben.

Die ganze sogenannte "Villenkolonie" war grün mit Bäumen und Büschen. Zwischen den Bäumen sah man die großen Häuser, die in vielen Stilen gebaut waren,- von mittelalterlichen Burgen zu barocken Schlössern,- um Seen gruppiert. Zwei der Seen hatten in der Mitte Inseln. Das Haus meiner Mutter war eines der wenigen modernen Gebäude. Die meisten Schüler des Grunewald Gymnasiums kamen von Familien, die in Grunewald lebten, und nur wenige fuhren jeden Tag aus Mietshäusern am Kurfürstendamm und Halensee zur Schule. Meine Mitschüler kamen also von einer ausgewählten Gruppe von Familien. Die meisten Familien waren sehr wohlhabend und trugen berühmte Namen; aber das wußte ich damals nicht. Viel später, als das plötzlich wichtig wurde, stellte sich heraus, daß annähernd die Hälfte der Schüler jüdischer Herkunft waren.

Wir hatten nur einen katholischen Jungen in der Klasse, alle anderen waren evangelisch oder, wie man im heutigen Amerika sagt, lutherisch, und einige jüdisch. Die erste Stunde der Woche war der Religion gewidmet, und die meisten Schüler gingen zur protestantischen Feier. In den Vereinigten Staaten sind die Schulen anders, denn eine vom Staat eingerichtete Schule sieht keinen Religionsunterricht vor, als Folge der verfassungsmäßigen Trennung von Staat und Kirche. Das Preussische Schulsystem war noch ein Überbleibsel des Westphälischen Friedens nach dem Dreissigjährigen Krieg, als die Deutschen Staaten jeder eine Religion annahmen, bestimmt durch die Kirche des Herrschers. Unsere Hohenzollernkönige waren Protestanten gewesen. Ich bin nicht sicher, daß das religionsfreie Amerikanische System das Leben leichter macht.

Die protestantischen Religionsstunden hatte ich gerne; besonders das Lesen der Bibel auf Deutsch gab mir reichlich Material für meine Versuche mit Malen und Zeichnen. Aber Stunden konnten auch recht langweilig sein, und oft begann ich zu dösen. Das war gefährlich, denn ich blieb empfindlich für den Klang meines Namens. Oft stellte sich heraus, daß ich auf das gewöhnliche Wort "mit" reagierte, aufsprang und "hier" sagte, weil ich es als "Witt" verstanden hatte. Komischer Weise ist dieser Vorfall besonders lebhaft in meiner Erinnerung an die Religionsstunden geblieben.

Dies ist die Stelle, die Rolle zu diskutieren, die Kirche und Religion in meinem Leben spielten:

Ich war mir der Funktion meines Ururururgroßvaters als Emanzipator der Juden in Preussen bewußt. Als wahrer Philosoph der Aufklärung glaubte er, daß es für Menschen wichtiger war, gut, mitfühlend und anständig zu sein, als zu einer bestimmten Kirche zu gehören. Die Kirche war nur so viel wert, wie sie fähig war, den Menschen "bei Gott und Menschen angenehm zu machen".

Moses Mendelssohn blieb während seinem ganzen Leben jüdisch. Dadurch, daß er für seine Mitjuden die Bibel ins Deutsche übersetzte, wollte er jüdische Kinder mit Deutsch vertraut machen und erreichen, daß sie sich in der Deutschen Gesellschaft heimisch fühlten. Dafür wird er erstaunlicher Weise jetzt noch von orthodoxen Juden kritisiert. Viele seiner besten Freunde, wie Nikolai und Lessing, waren nichtfanatische protestantische Christen.

Einige von Moses Mendelssohn's Kinder convertierten zum Christentum, versuchten sogar ihren Namen zu ändern: wie die Eltern des Componisten: von Mendelssohn zu Mendelssohn-Bartholdy,- mit dem Plan, den ersten Teil des Namens später wegzulassen; dies wurde nicht durchgeführt. Moses' Tochter Dorothea und ihr zweiter Mann, Friedrich von Schlegel, wurden katholisch. Meine Vorfahren, Moses' ältester Sohn Joseph mit seiner Frau Henriette, geborene Meier, blieben lebenslänglich jüdisch,- teils aus Achtung vor dem Vater. Der Sohn Alexander und seine Frau Marianne, meine Ururgroßeltern, blieben auch jüdisch, aber liessen alle ihre 8 Kinder christlich-protestantisch taufen: Dazu gehörten mein Urgroßvater Franz und meine Urgroßmutter Clara. Franz heirathete eine katholische Frau aus Südfrankreich, Clara heirathete einen halbjüdischen Mann.

Die Mutter meines Vaters, die Spanischer Herkunft war, war katholisch und ließ meinen Vater katholisch taufen. Sein Vater war protestantisch. Wir Kinder wurden in der protestantischen Kirche erzogen; wir gingen regelmäßig zur Grunewald Kirche, die eine wichtige Rolle in unserem Leben spielte: die Kirche war ein Bestandteil unseres Ferienprogramms- wie z.B. Weihnachten. Meine Mutter war von demselben Grunewalder Pfarrer getauft, eingesegnet und verheirathet worden, dem Gleichen, der uns vier Kinder getauft hatte. Wenn wir den Pfarrer, Pfarrer Priebe, auf der Strasse trafen, begrüßte er uns mit "Meine Täuflinge", was wir als "kleine Teufel" verstanden, während er nur ausdrücken wollte, daß er uns getauft hatte.

Als Schuljunge erhielt ich zusammen mit den meisten meiner Klassenkameraden und Freunden besonderen Konfirmandenunterricht. Dies bewirkte meinen Eintritt in eine Phase des Glaubens an protestantische Lehren. Niemals entschied ich mich deutlich für oder gegen die gewohnte Kirche, sondern ich folgte dem Beispiel meiner Eltern und Freunde. Unser Unterricht war hauptsächlich in Kirchengeschichte, wobei die Reformation und Luther besonders herausgehoben wurden.

Die Beschreibung der katholischen Kirche, besonders gegen Ende des Mittelalters, war höchst ungünstig. Nichts wurde über den jüdischen Glauben, oder über Islam und Buddhismus gelehrt. Viel später, als ich an der Universität studierte, nahm ich einen besonderen Kurs in vergleichender Religionsgeschichte. Zu meinem großen Staunen lernte ich, daß alle Kirchen sich entwickelt und gewandelt hatten, und daß sie die ursprünglichen Lehren in ähnlicher Weise modifiziert hatten. Während dem 2. Weltkrieg beobachtete ich Pfarrer und Priester beim Segnen unserer Waffen und lernte Lieder, die besagten, daß Gott auf unserer Seite war. Die Leute, die die Waffen segneten, waren die Gleichen, die uns gelehrt hatten, daß wir, wenn angegriffen, die andere Backe hinhalten sollten. Ich konnte nicht umhin in der Kirche meiner Jugend viel Heuchelei zu entdecken. Am größten war der Schock, als der Pfarrer meiner Jugend, der immer meines Großvaters Gaben für die Kirche gepriesen hatte, ein wilder Nazi wurde; und er stellte sich als Materialist heraus, wenn er jetzt mehr an der Bewahrung der Gebäude und ihrer Schätze als an dem Geiste des Christentums interessiert war.

Mein Zweifel an den Verdiensten kirchlicher Religion wuchs, als mein Bruder in den fünfziger Jahren ein Benediktinermönch wurde, und als ich Gelegenheit hatte, das von nahebei zu beobachten. Ich fand viel Heuchelei in der Anwendung der Regeln über Armut, Keuschheit und Gehorsam, von denen keine in seinem Verhalten beachtet wurden. Er unterhielt z.B. ein Privatkonto in der Bank, das dem Abt verheimlicht wurde; und wir erfuhren, daß er ein Kind gezeugt hatte, während er im Kloster war.

Als ich 1956 nach Amerika umzog, und als die gewohnten Bibelstellen im ungewohnten Englisch gesprochen wurden, war der Zauber der alten Phrasen verschwunden, und ich fühlte mich fremd. Ich weigerte mich noch zum Gottesdienst zu gehen.

Für mich sind die Existenz des Lebens und die Entwicklung von Pflanzen- und Tierarten die größten Wunder der Erde. Wenn es einen Gott gibt, manifestiert er sich meiner Meinung nach dadurch. Goethe nannte das Pantheismus, und er faßte es meisterhaft in Worte. Aber die Idee eines individuellen Lebens nach dem Tode, das mehr als eine Erinnerung durch Überlebende ist, scheint mir so absurd wie die Dreieinigkeit, von der wir lernten, daß sie eigentlich Monotheismus sei, oder wie die Schöpfung der Welt nach einem dirigierten Plan.

Vielleicht säte die Grunewald Kirche die Samen des Zweifels während meiner Jugendjahre. Der alte Pfarrer Pribe, der meiner Familie jahrelang so nahe stand, war ein eitler und weltlicher Mann. Er verehrte Martin Luther, der zusammen mit Bach für ihn ebenso göttlich wie wie der Gott der Bibel war. Er reiste mit uns allen vor der Konfirmation nach Wittenberg, wo wir jede Stelle besuchten, die im Entferntesten mit Luther's Leben verbunden war.

Auf dieser Reise wurde auch die "schachernde" katholische Kirche schlechtgemacht. Aber er legte größten Wert auf Wohlstand und Schönheit in der Grunewald Kirche, wo er aus der Reformationszeit wertvolle Drucke und Manuskripte gesammelt hatte.

Nach der Bombenzerstörung dieser Kirche 1944 traf ich ihn, wie er durch die Ruinen des Gebäudes wanderte, den Verlust der Schätze beklagend, und ohne geistigen Trost. Er war ein begeisterter Nazi geworden, hatte begonnen gegen die Juden zu predigen. Dies stand im Gegensatz zu Allem, an das ich glaubte, und ich war vom Mangel an geistigen Werten und Güte in einem christlichen Pfarrer entsetzt.

Zurückblickend finde ich das Grunewald Gymnasium, in das ich 1927 eintrat, und das ich 1935 verließ, eine Schule, in der ich viel lernte, wo ich erzogen wurde und Wissen sammelte, das mein Denken formte, aber das im Gegensatz zu modernen Amerikanischen Schulen sehr Preussisch in seinem Schwergewicht auf Auswendiglernen und Mangel an Lernen durch Verständnis war.

In Geschichte, zum Beispiel, mußten wir die Geburts- und Todesjahre aller Hohenzollern Herrscher auswendiglernen, erst als Markgrafen, dann als Könige, und schließlich als Kaiser Deutschlands. An die meisten dieser Daten erinnere ich mich noch. Es wurde uns beigebracht, die Einfachheit und Sparsamkeit dieser Herrscher zu bewundern, ihre Ehrlichkeit und Weisheit; es kommt mir immer noch rätselhaft vor, wenn ich lese, daß Friedrich der Große seine Versprechen in Verträgen nicht hielt und daß er ungerecht war. Die Hohenzollernschlösser um Berlin, wie Glienicke, Paretz und Charlottenhof, sind zeitlos elegante Gebäude von grosser Einfachheit, die sogar den Stahl- und Glaswolkenkratzern Mies van der Rohe als Vorbild dienten.

Aber wie Friedrich Moses Mendelssohn behandelte erschütterte meine Loyalität, denn es scheint, daß als Moses einstimmig in die Akademie der Wissenschaften gewählt worden war, der König die Bestätigung nicht unterzeichnete, sodaß die Wahl wertlos wurde. Moses scheint nie Ärger darüber gefühlt zu haben, noch ließ er sich einschüchtern; aber es wirft ein ungünstiges Licht auf den "aufgeklärten" Fürsten, in dessen Königreich "jeder nach seiner Façon selig werden" sollte. Geschichte wird wohl immer mit Verzerrung gelehrt, und es hängt davon ab, wo und wann sie diskutiert wird. Wir wissen, daß selbst ein Biograph ein Leben verschieden interpretieren kann, je nachdem von wem und wo es geschrieben wird.

Unsere Lehrer waren streng und gerecht. Sobald sie das Klassenzimmer betraten, standen wir Alle auf, standen stramm und riefen "Guten Morgen", und sie begrüßten uns. Viele Jahre lang war mein Klassenlehrer ein Doktor Walther. Als Hitler zur Macht kam und er den rechten Arm hochstrecken und "Heil Hitler" rufen mußte, brachte er nachher den Arm mit wegwerfender Handbewegung herunter, wobei kein Zweifel über seine Ansichten entstehen konnte. Er tat das während dem ganzen Dritten Reich und machte nie ein Geheimnis aus seinen Ansichten.

Der Direktor der Schule, Doktor Vilmar, war konservativ, und ein sehr aufrechter alter Herr, der sich hauptsächlich für die hohe Qualität des Unterrichts interessierte. In den oberen Klassen hatten wir freie Stundenpläne, in denen wir das Gebiet unseres Hauptinteresses wählen konnten; das bedeutete für mich möglichst viel Biologie. Mitte der Dreissiger Jahre mußte Dr. Vilmar abtreten und wurde durch einen politisch Gewählten Direktor ersetzt, den beinahe Alle haßten oder verachteten. Zu der Zeit veränderte sich die Atmosphäre im Grunewald Gymnasium schnellstens.

Die letzten Gymnasiumsahre.

Ende Januar 1933 wurde Hitler vom Reichspräsidenten, Generalfeldmarschall von Hindenburg, zum Deutschen Reichskanzler berufen. Es war eine gesetzliche Veränderung, selbst wenn die Mittel, mit denen es zu Stande kam, oft zweifelhaft waren. Rückblickend finde ich, daß die politische Situation in diesem und den folgenden Jahren meine Kleinwelt tiefgreifend beeinflusste. Es ist interessant, die Ereignisse im individuellen Leben und auf der nationalen Ebene zu verfolgen und die Parallelen zu finden.

Der alternde Hindenburg verkörperte die Brücke vom alten Deutschen Kaiserreich, das 1918 geendet hatte, zu der neuen Deutschen republikanischen Regierung. Im 1. Weltkrieg war Hindenburg Oberkommandierender in der siegreichen Schlacht von Tannenberg gewesen, wo die Deutschen zur Zeit des letzten Kaisers, Wilhelm II., über die Russen siegten. Hindenburg war der Präsident der Republik geworden, dafür daß er seinem Lande ehrenhaft und treu gedient hatte, ohne Rücksicht auf politische Gegebenheiten. Er war sehr alt, und man fragte sich, ob er die politische Situation noch durchschauen konnte. Die Schwierigkeiten hatten bereits mit der Eitelkeit und Unvernunft des letzten Kaisers begonnen, und der alte Feldmarschall schien in der modernen Politik recht verloren.

Früher hatte ich Hindenburg gesehen, als er zur Begrüßung des Ägyptischen Königs, Farouk, nach Grunewald gekommen war. Der König hielt sich einige Tage beim Ägyptischen Gesandten auf, - um die Ecke von unserem Haus. Zu der Zeit waren mein Bruder und ich, zwei kleine Jungen, vorbeigegangen, als eine große schwarze Limousine vor der Villa des Gesandten hielt. Der sehr alte Hindenburg stieg

aus und ging mit schweren Schritten zum Tor des Hauses des Gesandten. Ich erinnere mich deutlich, daß ich meinem Bruder sagte er sollte Hindenburg's Mantel berühren, da er eine bedeutende historische Persönlichkeit sei; wir könnten dann später unseren Kindern davon berichten.- Viele Jahre später hatte ich ähnliche Gefühle Geschichte zu berühren, als ich die Hand von Rosalyn Carter, der Frau des Präsidenten der Vereinigten Staaten, schüttelte.

Da ich Gelegenheit gehabt hatte, den alten Präsidenten von Hindenburg persönlich zu sehen, und da ich viel über ihn gelesen und ihn mit meinen konservativen Freunden besprochen hatte, folgte ich den Ereignissen in Deutschland 1933 mit besonderer Aufmerksamkeit; ich war gespannt die eintretenden Veränderungen zu verfolgen und versuchte sie zu beurteilen. An dem Tag als Hitler die Deutsche Regierung übernahm, und als eine Parade fackeltragender SA Männer an ihm vorbeimarschiert war, während er auf dem Balkon stand, veränderte sich nichts in meinem kleinen Leben. Am nächsten Morgen ging ich wie immer zur Schule, und nur zurückschauend bekam der Tag besondere Bedeutung. Aber es war der Zeitpunkt, an dem das Leben sich allmählich zu verändern begann, ich anfang erwachsen zu werden und politisch unabhängig zu denken.

Der größte Einschnitt, den Hitler's Regierung brachte, die im Januar 1933 begonnen hatte, war die langsame Veränderung, die im Verhältnis zwischen den Deutschen Juden und anderen Minoritäten und den übrigen Deutschen eintrat. Ich war mir immer meiner Stellung auf beiden Seiten bewußt gewesen:, auf einer Seite der doppelte Nachkomme des jüdischen Philosophen und Reformators Moses Mendelssohn, auf der anderen Seite lange Linien protestantischer und katholischer Deutscher und Franzosen; aber sie schienen bisher nie in Widerspruch zu geraten. Wir hatten immer gehört, daß Lessing's Nathan der Weise, der angeblich ein Portait seines Freundes Moses war, die Lehre der Aufklärung verkörperte, daß alle Religionen die wahre Religion sein könnten, und daß sie nach dem Grad ihrer Fähigkeit, einen Menschen gut und mitfühlend und Gott und Menschen angenehm zu machen, zu beurteilen seien. Andererseits hatte ich in der Schule und im religiösen Unterricht in der lokalen protestantischen Kirche von der Grösse Martin Luthers und seiner Opposition zu Pracht und Dekadenz der mittelalterlichen katholischen Kirche gehört. Luther, der in Erzählungen beinahe göttlich geworden war, war aufrecht und führte die Europäer zurück zu einfachem Gutsein. Der Pfarrer hatte ihn "unser Luther" genannt, und wir pilgerten nach Wittenberg, wo wir alle Orte, wo der große Mann gewesen war, besuchten. Der Componist der Reformation, Johann Sebastian Bach, war mein bevorzugter Componist geworden, und der Pfarrer hatte ausgerufen: "Der Mann sollte Meer, nicht Bach, heissen!".

Es scheint mir jetzt, daß Religionen und was wir Rassen zu nennen begannen, für mich alle gleich und wert der Aufmerksamkeit und Erorschung waren.

So viel ich weiß hatten meine Freunde ähnliche Gedanken. Wir waren eine Gruppe Jungen, die nahe beieinander wohnten, unsere Geburtstage zusammen feierten und politische Ereignisse in jugenhafter Art diskutierten. Es gab Einige unter uns, die glaubten, daß Deutschland zum Kaiserreich vor dem 1. Weltkrieg zurückkehren sollte, während andere die Republik verteidigten. Einige, wie ich zum Beispiel, würden eine gleichmäßigere Verteilung des Eigentums vorgezogen haben, eine reine Form von Kommunismus,- andere hatten die Fortsetzung des gegenwärtigen Systems am liebsten,- oder Rückkehr zu früherem Feudalismus. Aber selbst jetzt, wenn ich mit aufmerksamem und suchendem Auge zurückschaue, kann ich in unserer Gruppe keine antisemitischen Gefühle entdecken. Es war uns einfach nicht eingefallen, daß so etwas existieren konnte. Hitler's böse Erfindung war die Polarisierung von Menschen in für und gegen Gruppen.- Hitler modelte eine einigermaßen ausbalancierte Gesellschaft mit sehr verschiedenen Ideen und Meinungen in kürzester Zeit in eine schwarz-weiße Versammlung von vielen haßerfüllten Bösewichten und einigen Heiligen um.

Plötzlich wurde es wichtig,- wenn man mit Beamten zu tun hatte und bei anderen Gelegenheiten,- ob man jüdisch oder nicht war; wenn ja, wie jüdisch war jemand? Als die neuen Gesetze geschrieben wurden, konnte man als Definition für jüdisch im Beamtendeutsch nur Zugehörigkeit zur jüdischen Religion finden,- oder, im Zweifelsfalle, wie viele der 4 Großeltern jüdischer Religion waren. Leute machten sich daran, Taufscheine ihrer Vorfahren zu fälschen.- Von meinem Vater und mütterlichen Großvater lernte ich bald, daß ich in keine der Gruppen von entweder Jude, Arier oder Mischling paßte. Man war ein Mischling 1., 2. oder 3. Grades, wenn man 1-3 jüdische Großeltern hatte. Ich hatte keinen einzigen jüdischen Großelternanteil. Wenn man ausgesucht war, ein Parteimitglied, Offizier oder sonst etwas Illustres zu werden, mußte man beweisen, daß man überhaupt keine jüdischen Vorfahren hatte.

Ich war in folgender absurden Lage: ich hatte keinen jüdischen Großelternanteil; ich hatte keine jüdischen Urgroßeltern. Aber wenn man die Urgroßeltern betrachtete, so hatte ich nur 14 anstatt 16, wegen Heirath in der Familie. Von den 14 waren 6 katholisch, 5 waren Protestanten, und 3 waren ihr ganzes Leben lang jüdisch gewesen. Diese waren 1. Alexander Mendelssohn, der Enkel des Philosophen, der es richtig fand bei der Religion seines verehrten Großvaters zu bleiben; 2. seine Frau Marianne, geborene Seligmann, die eine Urenkelin Daniel Itzigs war, des wohlbekannten Hofbankiers der Preußischen Könige im 18. Jahrhundert; und 3. Caroline Westphal, geborene Heine, die Tante des Dichters Heinrich Heine. Mathematisch ausgedrückt machte mich das entweder $\frac{3}{14}$ jüdisch, oder, wenn man die

wenn man die Doppelvorfahren zwei Mal zählte, 5/16 jüdisch; eine Zahl, die keiner gesetzlichen Definition entsprach. Einige meiner Vettern erklärten auf Fragebogen, daß sie "Mischlinge" waren, andere behaupteten, daß sie von keinen jüdischen Vorfahren wußten, und sie baten uns alle brieflich alle Papiere zu zerstören, die die Religion unserer Vorfahren dokumentierten.

Die Polarisierung von und der zunehmende Haß zwischen Gruppen von Deutschen waren die auffallendsten Manifestationen nationaler Ereignisse in unserer Schule. Das Grunewald Gymnasium, in das ich nach der Vorschule 1927 eingetreten war, war eine Staatsschule, die nur 2 Strassenecken von unserem Haus entfernt lag. Morgens brauchte ich weniger als 10 Minuten um hinzugehen. Auf halbem Wege hielt ich an, um meinen Vetter Walther Bohnke an der Litfaßsäule Ecke Königsallee und Herthastrasse zu treffen. Mein Vetter lebte bei meinen Großeltern, nachdem seine Eltern bei einem Autounfall 1928 gestorben waren. Wir gingen die letzten 5 Minuten Schulweg zusammen, wo wir pünktlich 10 Minuten vor Beginn der ersten Stunde ankamen, zur Öffnungszeit des Tores. Alle Stunden begannen täglich um 8 Uhr Morgens. Mein jüngerer Bruder ging nie mit uns, sondern verließ das Haus nach mir, und er kam oft zu spät für die erste Stunde.

Seine Strafe bestand daraus, daß er drei Tage lang sich früher melden mußte; danach war er wieder verspätet. Wahrscheinlich passierte das nur ein paar Mal, aber in meiner Erinnerung wechselte er ständig zwischen zu früh und zu spät, und wir gingen nie zusammen.

Der Direktor des Grunewald Gymnasiums war ein bekannter Erzieher namens Dr. Vilmar. Er trug immer einen steifen, hohen, weißen Kragen, sah sehr würdig aus, und er unterstützte einen fortschrittlichen Stundenplan. In den oberen Klassen arrangierten wir selber unseren Stundenplan, und die einzige Beschränkung lag darin, daß wir alle Fächer einschließen mußten. Für jedes Fach konnten wir hohe oder niedrige Wichtigkeit planen. Eines meiner wichtigsten Fächer, Biologie Laboratorium, dauerte beinahe den ganzen Nachmittag, und es bestand aus einem Kurs auf dem Niveau der Universität. Der Lehrer, Professor Gruner, hatte bei meinem Großvater Otto N. Witt Chemie studiert, und er vergaß nie den "bedeutenden Professor in Charlottenburg" als seinen Lehrer zu nennen.

In den frühen Dreissiger Jahren wurde Dr. Vilmar plötzlich entlassen; er wurde durch einen Dr. Waldvogel ersetzt, den wir als "Vögelchen" abkürzten. Er begann sogleich die Schule zu verändern. Er schien uns untüchtig; sein Hauptverdienst lag in seiner aktiven Parteizugehörigkeit. Er war einer der Gründe, aus dem unsere kleine Welt sich zu verändern begann.

Der Berliner Vorort Grunewald war bekannt für den Wohlstand seiner Einwohner. Nachdem er von Bismarck in den späten achtziger Jahren gegründet worden war, waren meine Großeltern unter den ersten Einwohnern; sie lebten auf 17 Morgen Gärten (oder Park), in was oft ein "Palais" genannt wurde. In den vielen großen Häusern in Grunewald wohnten Familien mit bekannten Namen wie Ullstein, vom Verlag, Siemens, von elektrischen Fabriken, Leiser, von Schuhen usw. Sie schickten ihre Söhne auf dem Grunewald Gymnasium zur Schule. Wir entdeckten jetzt mit Staunen, daß viele dieser Familien jüdisch waren. Aber auch von angrenzenden Vororten kamen viele Jungen zu unserer Schule, aus Halensee oder Schmargendorf, wo sie in Mietshäusern wohnten. In meiner Erinnerung war es eine gesunde Mischung von Gruppen verschiedener Herkunft und gesellschaftlichem Niveau, die eine angenehme Atmosphäre in der Schule schufen. All dies änderte sich nun: in der Pause, zwischen den Unterrichtsstunden, während wir auf dem Schulhof spazierten, begann man Kämpfe zu beobachten. Es waren Juden gegen "Arier", - und die Lehrer griffen nicht ein.

Ich wurde nie in so etwas hineingezogen, aber ich begann mich ungemütlich zu fühlen. Wir wurden uns alle der Religion und Herkunft anderer Jungen bewußt, und die Atmosphäre wurde gespannt. Es gab einige Vorkommnisse, die mich vorahnen ließen was kommen würde:

Einen Tag fehlten zwei Jungen in der Klasse. Man sagte uns, daß sie die Schule verlassen hätten und ins Ausland umgezogen wären. Damals war eine Auslandsreise noch selten, und ich war einer der ganz wenigen Schüler, die bereits in Frankreich, England und Italien gewesen waren. Ins Ausland zu ziehen war ein großes Unternehmen, und wir begannen uns um unsere früheren Klassenkameraden Sorgen zu machen. Wir hörten nie wieder von ihnen. - Einer meiner besten Freunde wurde plötzlich von seiner haljüdischen Mutter zur Schule in die Schweiz geschickt. Ich berichte später, was ihm und seiner Mutter passierte. - Mit der Zeit kamen viele Andere nicht mehr zum Unterricht, und wir vermißten sie. Das nur Beispiele von zahlreichen Vorfällen.

Ein Ereignis bleibt mir klar in Erinnerung, das zeigt, welche Veränderungen in unseren behüteten Leben eingetreten waren: Auf der anderen Seite gegenüber unserem Haus auf der Königsallee war der Hintereingang zum Garten einer Familie namens Manovil. Viele Jahre vorher waren sie von Ungarn nach Deutschland gekommen, und der Vater war nun ein hoher Angestellter in unserer Familienbank. Sie waren jüdischer Religion, und Alle sprachen mit starkem ungarischen Akzent. Der Sohn, der mit mir in die Klasse ging, war nie mein besonderer Freund gewesen, aber als Nachbarn hatten wir oft miteinander gespielt. Einen Winter organisierten wir sogar eine Theatervorstellung in ihrem Keller, deren Einnahmen der Winterhilfe gegeben wurden. Ohne sichtbaren Grund wurde der Junge namens Robi die Zielscheibe einer Gruppe von Hitler Jungen-Schülern.

Eines Tages vertraute Robi uns an, daß die Hitler Jungen gedroht hatten, ihn an einem bestimmten Tag auf dem Heimweg von der Schule zu überfallen und zu verhauen. Die einzig erkennbaren Gründe für diese Verfolgung waren seine Religion und seine Herkunft, die wir beide liebenswert fanden; sie waren sicher kein Grund für Verfolgung! Meine Freunde und ich entwarfen schnell einen Plan, nach dem wir ihn von der Schule nach Hause begleiten würden auf einem Umweg, der ihn direkt zum grossen Tor und dem Schutz des Wächters meiner Großeltern brachte.

Als wir eintrafen, stand der Wächter bereit, und er ließ uns in den grossen Garten eintreten. Wir gingen über die Brücke in den Garten meiner Mutter; von dort konnte er unter unserer Aufsicht die Strasse von unserem Haupteingang zum Hintereingang seiner Eltern kreuzen und sicher zu Hause eintreffen. Alles ging plangemäß, und der Angriff fand nie statt. Robi Manovil kam danach nicht zur Schule zurück, und wir Alle waren sehr schockiert.- 25 Jahre später besuchte er mich in Amerika. Er hatte sich nicht sehr verändert, und ich hatte ihn noch nicht sehr gerne. Aber das Ereignis zeigte uns Allen plötzlich die Grausamkeit und Gefahr, die unsere Mitschüler bedrohten.

Während der folgenden Sommerferien entschied ich mich nach 7 Jahren im Grunewald Gymnasium nie mehr dahin zurückzukehren. Mein jüngerer Bruder blieb dort und beendete seine Schuljahre in Grunewald, während ich im Herbst 1935 in das private Landschulheim Birklehof im Schwarzwald eintrat.

Der Übertritt von einer Schule zur Anderen war meine alleinige Entscheidung. Meine Mutter hatte keine Erfahrung mit öffentlichen Schulen, wie ich früher beschrieben habe. Sie überließ es uns, ob wir gehen wollten, und oft, nach einer späten Theatervorstellung, drängte sie uns einen Tag im Bett zu bleiben. Sie bot sich an, uns eine Entschuldigung zu schreiben, gemäß der wir eine Erkältung hatten. Das veranlaßte uns oft, nun gerade gehen zu wollen, und ich verpaßte nur selten einen Schultag.- Ich erzählte meiner Mutter nie von den Vorfällen im Grunewald Gymnasium nach 1933. Ich wollte nicht, daß sie sich ängstigte; und sie hätte es vielleicht auch schwer begriffen und würde sich nur unnötig aufgeregt haben.

Im Frühling 1935, nach den obigen Vorfällen, erforschte ich systematisch andere Schulen. Als ich den Sommer entschied, daß ich nicht zum Grunewald Gymnasium zurückkehren würde, erforschte ich bereits geeignete Stellen. Ich hatte Informationen über Aufnahmebedingungen und das relativ hohe Schulgeld bekommen. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages meine Mutter mit dem neuen Plan konfrontierte. Ich sagte zu ihr: "Alle Umstände in der neuen Schule sind für mich günstig, und der einzige Grund, der dagegen spricht mich dahin zu senden, wäre wenn Du es Dir nicht leisten könntest." Das erscheint mir jetzt ziemlich kindisch.

Meine arme Mutter war völlig überrascht. Nach kurzem Zögern, während sie bleich geworden war, antwortete sie ungefähr: "Wenn Du wirklich denkst, daß das das Richtige für Dich ist, werde ich Dich unterstützen."

Die Eigentümerin und Verwalterin der Schule war Baronin Edith von Wolff, die mit meiner Mutter zusammen in Grunewald aufgewachsen war. Meine Mutter hatte sie sehr gerne, und ich, zusammen mit den meisten anderen Schülern, war bald überzeugt, daß sie ein Vorbild von Warmherzigkeit, Eleganz und Bildung war. Sie kam aus einer Familie, von der man sich erzählte, daß sie so reich gewesen waren, daß sie jeden Tag von goldenen Tellern assen; und sie hatte zwei Mal wohlhabende Männer geheirathet. Aus mir unbekannten Gründen hatte sie den meisten Besitz verloren, und sie war in den frühen 1930er Jahren mit 5 Kindern und einem grossen, schönen Haus im Schwarzwald gelandet, - aber ohne nötiges Einkommen. Sie tat sich mit anderen Familien der Gegend zusammen, die in der Nähe wohnten und gute Schulen für ihre Kinder haben wollten, und mit Hilfe der Schule Schloß Salem am Bodensee gründete sie das private Landschulheim "Birklehof" in ihrem Haus.

Die Schule war wunderschön gelegen, die Gebäude waren groß und elegant. Der Architekt von Teuffel, dessen Sohn ein Mitschüler war, hatte das Gebäude auf einen Hang gebaut, von dem man das obere Ende eines Thales überblickte, genannt das "Höllenthal". Von Freiburg im Breisgau nahm man einen kleinen Zug namens Höllenthalbahn und kletterte langsam in einem Thal in den Hochschwarzwald hinauf. Wo das Thal plötzlich weiter wurde, waren Hügel, Wälder und Wiesen, und vorbei am Birklehof fuhr man in den Kurort Hinterzarten ein (im Spaß von einer Mutter, der Fürstin Hatzfeld, Popo dolce genannt). Wir sahen auf die heraufkommenden Züge hinunter, und auf die andere Seite des Thales, wo die Berge bis zum höchsten Gipfel des Schwarzwaldes, dem Feldberg, anstiegen. Im Winter war dies eine bekannte Skigegend. Man betrat das Haus von einem Hof aus und ging hindurch auf eine Terrasse, von wo man einen großartigen Blick über das Thal in die Berge hatte.

Zur Zeit meiner Ankunft, im Herbst 1935, zeigten die Räume noch Spuren des früheren Privathauses. Einige unserer Unterrichtszimmer waren mit schönen alten Möbeln eingerichtet, und Portraits der Wolff-Familie hingen an den Wänden. Als ich 30 Jahre später zurückkehrte, um meinen Kindern die Schule zu zeigen, war Alles abgenutzt und sah schäbig aus.

Die Art der Unterbringung und das Lehren waren in gewisser Weise im Gegensatz zum Grunewald Gymnasium, wo ich die letzten 7 1/2 Jahre verbracht hatte. Statt der beinahe 1 000 Schüler dort hatte der Birklehof zur Zeit meiner Aufnahme etwa 70 Schüler, die sich auf 8 Klassen verteilten. Er hatte gerade begonnen zu wachsen, und von nun an kamen immer mehr Schüler und eine zusätzliche Klasse.

Als ich 1937 abging, gab es 9 Klassen,- die volle Zahl einer Deutschen höheren Schule.

Meine neue Klasse war gewesen und würde weitere 1 1/2 Jahre lang die oberste Klasse der Schule sein; dies machte sie besonders. Wir waren die Pioniere, die den Ton angaben, die ältesten Schüler, gerade unter den Lehrern, von denen einige nicht so viel älter als wir waren. Entweder durch diese Umstände, oder durch den Zufall, der gerade diese jungen Leute zusammenbrachte, wurden wir eine besondere Gruppe. Alles schien zusammenzukommen, um allen das Gefühl zu geben, daß hier ausgezeichnete junge Menschen in einer ungewöhnlichen neuen Schule waren.- Später will ich versuchen, dies weiter zu erklären; aber ich muß hier schon berichten, daß, als wir uns 53 Jahre später trafen, dies Gefühl immer noch existierte.

Für mich war ein Internat eine völlig neue Erfahrung. Im Gegensatz zu zu Hause waren immer andere junge Leute ringsherum, so daß selbst auf dem Klo jemand an die Tür klopfte; diese Beobachtung, genannt die Türütteltheorie, erörterte ich früh mit Anderen. Wir hatten Listen erhalten, die aufzählten, was wir mitbringen sollten: dabei waren Kissenbezüge, Decken und Laken; und alle Kleidungsstücke hatten den Namen des Besitzers eingenäht. Wir kamen mit großen Kabinenkoffern an, die auf unsere Zimmer gebracht wurden. Ich erinnere mich, daß Kniestrümpfe mit dem oben eingenähten Namen, die wir mit kurzen Flanellhosen trugen, günstig waren, um sich an Namen des Trägers zu erinnern. Man konnte sich immer bücken und des Anderen Namen auf der Wade lesen. Dies war nur am Anfang nötig; da die Schule nur so wenig Schüler hatte, lernten wir uns bald alle kennen. Freundschaften zwischen älteren und jüngeren Schülern waren häufig, etwas das in Grunewald unmöglich gewesen wäre.

Nicht Alles ging glatt. Als ich zum ersten Mal in die Einganshalle trat, sah ich die schwungvolle Treppe, die nach oben führte. Dort lag mein Schlafzimmer, im "unteren Turmzimmer". Der Architekt hatte einen weiten, achteckigen Turm in die Mitte des Gebäudes eingebaut, von wo man ins Thal schaute. Der aufsteigende Turm wurde nach oben enger und endete in einer kleinen, barocken Zwiebel, die das Wahrzeichen des Gebäudes bildete. Der unterste achteckige Raum war das frühere Esszimmer der Wolff Familie,- jetzt oft ein extra Klassenzimmer. Darüber lag ein kleinerer Raum gleicher Form, der als Schlafrum diente, und in den ich eingewiesen war. Später, als ich aufstieg, zog ich in das oberste kleine Turmzimmer. Mein erstes Schlafzimmer beherbergte 7 andere Jungen, und wir hatten 8 Betten, die aus der Wand heruntergeklappt wurden. Einer der Lieblingsswitze bestand daraus, daß man die unteren Beine so stellte, daß das Bett zusammenfiel, wenn jemand sich hineinlegte, besonders wenn man spät im Dunklen einstieg.- Aber ehe ich dort hinaufsteigen konnte, begegnete mir eine Schwierigkeit in der unteren Halle, an die ich mich deutlich erinnere.

Ein kleiner Junge, ungefähr in meinem Alter, kam die Treppe herunter und fragte mich nach meinem Vornamen in einem Ton, der mir herablassend vorkam. Als ich "Peter" sagte, wies er mich sofort an meinen Namen sogleich zu ändern; es gäbe bereits mehrere Peters in der Schule, wozu auch er gehörte. Bald darauf begannen die meisten mich "Pitt" zu nennen, - eine Kombination von Peter und Witt. Ich hatte den Namen gerne, und ich freue mich jetzt noch wenn ich Briefe bekomme, die mit der Anrede "lieber Pitt" beginnen. Aber damals begann ich angstvoll eine neue Lebensperiode, ich wurde sehr aufgeregt, und ich fing an, den Jungen gleich ungern zu haben. Nachdem wir 1 1/2 Jahre später Auf Wiedersehen sagten, unternahm ich keinerlei Anstrengungen, mit ihm in Verbindung zu bleiben. Letzten Sommer, 53 Jahre nach dem ersten historischen Treffen, trafen wir uns im Haus von Freunden wieder. Wir kamen miteinander aus, hatten uns sogar ganz gerne. Er hatte gar keine Erinnerung an unser erstes Treffen, und ich begann mich zu fragen, ob die besonderen Umstände meine Erinnerung gefärbt und die unglückseligen Erinnerungen an das erste Treffen verfälscht hatten.

Aber die ersten Schwierigkeiten waren schnell vergessen; denn ein paar Minuten später an diesem bedeutsamen Tag begegnete mir eine aussergewöhnlich warme und nette Person, die ein wichtiges Mitglied des Birklehof Personals war. Fräulein Bullrich, oder "Buich" wie sie jeder nannte, stammte aus Russland, und sie sprach immer noch mit einem stark Russischen Akzent. Sie war wohl vor der Revolution geflohen wie viele ihrer Landsleute, die damals in Deutschland lebten; der Akzent war mir vertraut. Sie war eine Haushaltshilfe bei der Baronin Wolff geworden, und sie hatte die vielen Kinder von ihr aufgezogen. Als das Wolff-Haus eine Schule wurde, war sie einfach geblieben und war eine Wirtschafterin und Krankenschwester geworden, die sich um bettlägerige und einsame kleine Mädchen und Jungen kümmerte. Sie betreute sie, wenn sie sich fremd oder verloren fühlten, und wenn sie, zum ersten Mal von zu Hause weg, Heimweh bekamen.

Wenn ich zurückschaue kann ich kaum glauben, was für Schwierigkeiten ich hatte, als Buich mir zur Hilfe kam. Ich war 16 Jahre alt, aber ich hatte noch nie ein Bett gemacht; - das wirft etwas Licht auf unser Leben in Grunewald. Jetzt kann ich es mir kaum vorstellen, aber damals stand ich vor meinem neuen Bett mit der grauen Matratze im unteren Turmzimmer, in der Hand die weißen Laken, die ich vom Kabinenkoffer ausgepackt hatte, und ich hatte keine Ahnung was nun. Buich trat heran und sprach mit mir. Sie fragte nichts, sondern fing langsam an dabei zu helfen, das Bett mit Laken und Decken zu machen. Wahrscheinlich hatte sie Vielen früher schon geholfen, und sie war vielleicht sogar absichtlich hereingekommen, da sie Schwierigkeiten voraussah. Ich habe diesen Vorfall nie vergessen, und ich war ihr immer dankbar. - Seitdem habe ich vorgezogen mein

Bett selber zu machen, selbst nachdem ich verheirathet war, oder wenn Hausmädchen da waren. Am Ende des 20. Jahrhunderts existieren sicher nur noch wenige Möglichkeiten, daß jemand existiert, der nicht weiß wie man ein Bett macht.

War es damals ungewöhnlich, daß ich so naiv war? War ich zu Hause besonders verwöhnt worden? In Grunewald verliessen wir morgens immer unsere Schlafzimmer um zum Frühstück hinunterzugehen, und wenn wir zurückkehrten, waren die Betten gemacht und die Kleidungsstücke weggehängt. Die Kleidung für jeden Tag wurde herausgelegt, und wir dachten nie darüber nach wo sie herkam. Als ich mich an ein einfacheres Leben gewöhnen mußte, hatte ich keine Schwierigkeiten und ich brauchte nur wenige Tage dazu. Es war mein Augenblick der Umstellung, als die gütige Buich eingriff, - und sie half mir einen Schritt weiter im Erwachsenwerden.

Die Beziehungen zwischen Lehrern und Schülern brachte eine andere überraschende neue Erfahrung, als ich auf den Birklehof kam. In Grunewald waren die Lehrer unsere Gegner: es war Ehrensache gewesen, so viel wie möglich zu betrügen. Wenn wir Klassenarbeiten schreiben mußten, hatten wir Notizen in unseren Ärmeln versteckt, die wir heimlich einsahen; wir flüsterten uns Informationen zu, so daß der Lehrer es nicht hören konnte. Die erste Klassenarbeit in Mathematik auf dem Birklehof war eine Überraschung: wir sassen im unteren Turmzimmer um einen grossen Tisch herum, und der Lehrer kam herein und schrieb die Aufgaben auf die Tafel. Danach ging er hinaus und bat uns, die fertigen Arbeiten in sein Zimmer zu bringen, sobald wir fertig waren. Es gab keine Überwachung und deswegen keinen Betrug. Das fiel mir gleich angenehm auf.

Eine weitere Veränderung war der Übergang von Disziplin und Gehorsam auf den beinahe militärischen Preussischen öffentlichen Schulen zu der liberalen, weitgehend schülerverwalteten privaten Birklehof Schule. Unser Unternehmen war als Zweig eines grösseren, bereits ausprobierten Systems gegründet worden, das ursprünglich in Salem am Bodensee nach dem ersten Weltkrieg entwickelt worden war. Die Gründer waren der demokratische "Rote Prinz" Max von Baden und der Erzieher Kurt Hahn.

Prinz Max, der der erste Kanzler der Deutschen Republik war (nach der Flucht Kaiser Wilhelms II. nach Holland 1918), wollte ein Mustersystem der Erziehung ausprobieren, durch das seine eigenen und anderer Kinder akademisch lernen sollten, und gleichzeitig sollten sie erfahren, früh ehrlich und verantwortlich zu handeln. Dies System, das inzwischen berühmt geworden ist, breitete sich über viel Schulen aus; eines seiner Produkte ist Prinz Philipp, der Mann der Königin Elisabeth von England, Neffe des Prinzen Max.

Die Schule Schloß Salem war zuerst in einem früheren Kloster untergebracht, das dem Prinzen gehörte. Sie breitete sich in mehrere andere Gebäude um den Bodensee herum aus, und beteiligte sich schließlich an der Gründung der Schule Birklehof. Zu meiner Zeit war der Birklehof unabhängig geworden, und unter Anderen kamen jüdische und halbjüdische Schüler von ganz Deutschland dorthin. Das bemerkte ich damals nicht. Der Direktor war ein früherer Assistent von Kurt Hahn in Salem, und als hoher alter Parteigenosse konnte er unserer Schule Schutz gegen Staatseinmischung geben.

Der Name unseres umstrittenen Direktors war Wilhelm Kuchenmüller, was wir als "Cake" abkürzten. So viel ich weiß hatte er nie Zeichen antisemitischer Gefühle gezeigt, und obwohl wir einige seiner Aussprüche lächerlich fanden, glaubten wir an ihn als einen Bewahrer von gleichen Rechten, Individualismus und politischer Freiheit. Obwohl ich damals nicht klar alle die Probleme sah, die Hitler den Schulen bereitete, mußte ich bei der Wahl der Schule doch etwas von diesem Geist gespürt haben. Die Selbstverwaltung der Schüler, die voller Probleme und Komplikationen war, werde ich kurz beschreiben. Das war damals ein wichtiger Bestandteil des Erziehungssystems unserer Schule, und es diente uns zum Guten. Man stieg durch die Hierarchie zu zunehmender Verantwortung und Ehren auf.

Der erste Schritt war in meiner Erinnerung die Erlaubnis den Schulanzug zu tragen. Nach dem Mittagbrot ging jeder und jede zum Zimmer um ein Mittagsschläfchen oder Ruhe zu nehmen. Danach duschten wir und zogen graue Flanellanzüge an (oder Flanellkleider) für Nachmittag und Abend. Neue Schüler zogen sich ein frisches Hemd an, während Schüler, die eine Weile dagewesen waren und würdig gefunden worden waren, ihre graue Kleidung anlegten. Ein revolutionärer Vetter von mir, der ein Mitschüler war, hatte das Recht den Schulanzug zu tragen verloren und wurde dadurch eine Art Ausgestossener. Er hatte sein zu Hause- das Haus unserer Großeltern- verlassen müssen, nachdem er zu schwierig geworden war. Die Schule veränderte ihn nicht sehr: er verbrannte den grauen Anzug, sobald er ihn verliehen bekommen hatte. Ich bin nicht sicher, ob diese "Schande" ihn sehr beeinflußt hat. Allerdings weiß man nicht, ob irgendein System ihn verändert hätte;- 50 Jahre später ist er immer noch ein Aufsässiger und Verstoßener. Es zeigt auch eines der Probleme der Schule auf; nämlich daß viele Kinder dorthin kamen, die zu Hause zu schwierig waren.

Der nächste Schritt in der Reihe der Ehren war der "Trainingsplan". Dies war eine Art Selbstausswertung: man berichtete über eigenes Verhalten indem man ein plus oder minus hinter spezifische Eigenschaften schrieb, wie Ehrlichkeit, Sauberkeit usw. Es gab auch eine Rubrik für eine geheime Tugend, die man selber aussuchte. Der Plan wurde zum Mentor gebracht,- ein Mal im Monat zu dem Lehrer eigener Wahl,- und mit ihm besprochen. Es war ein fragwürdiges Erziehungsmittel, denn es hing von subjektiver

Einschätzung ab. Zum Beispiel hatte ein Junge, den ich besonders gut und zuverlässig fand, immer schlechte Auswertungen, da er sehr selbstkritisch war und sich schlechte Nummern gab,- was bei ihm an Masochismus grenzte. Das System unterstützte das.

Wir hatten Alle Ämter und Pflichten, einige wichtiger als andere. Das höchste Ziel war ein "Helfer" zu werden, ein Oberaufseher eines speziellen Sektors, wie z.B. Gymnastik oder Unterricht; der Helfer war Mitglied des regierenden "Ringes", der vom Oberhelfer geleitet wurde. Alle Helfer waren ältere Schüler, die einige Zeit bereits dagewesen waren; und sie waren meistens aus unserer Klasse.

Der oberste Helfer war zu meiner Schulzeit der Schwager des Direktors. Er war ein netter und sehr ernster Mensch; aber wegen seiner Verwandtschaft und einer gewissen Unbeholfenheit war er oft lächerlich. Hellmuth Krause, unser Oberhelfer, verwaltete sein Amt gut, aber er hätte nicht ernannt werden sollen. Während meines kurzen Aufenthalts erreichte ich nie das Ehrenamt eines Helfers.

Als ich eintraf, waren die obersten Ämter in der Selbstverwaltung der Schule bereits vergeben. Bald erreichte ich den Zustand, wo ich eigentlich für ein höheres Amt bereit gewesen wäre, und man mußte ein Amt für mich erfinden. Was ich schließlich zu tun bekam, schien mir nicht besonders wichtig, und es unterstützte meine natürliche Neigung, zu vergeben und zu vergessen: drei Mal am Tag stand ich am Eingang des Eßsaales und kontrollierte die Reinlichkeit von Händen und Fingernägeln jedes Schülers. Ich war berechtigt jeden zum Waschraum zurückzuschicken, wenn er meine Anforderungen nicht erfüllte. Ich hatte die Neigung, etwas Dreck zu übersehen; die Bestrafung eines Schülers mit dreckigen Fingernägeln bestand darin, daß er erst später ans Essen kam,- und wir waren immer sehr hungrig. Ich empfand mein Amt nie als eine grosse Herausforderung, und was mich betraf, schien mir die Selbstverwaltung unnütz.

Die Atmosphäre der ganzen Schule war höchst angenehm: die Umgebung, die Lehrer, die Mitschüler. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen an viele nette Vorfälle, und ich habe immer noch mehrere Freunde,- frühere Lehrer und Mitschüler,- 53 Jahre später. Es klingt abgedroschen, aber wir fühlten uns wie eine grosse Familie, die das Auf und Ab des Lebens zusammen durchlebte. Statt eines chronologischen Berichts über meine Zeit auf dem Birklehof suche ich einige Ereignisse heraus, die mich persönlich berührten, und die den Geist dieser ungewöhnlichen Schule etwas beleuchten.

Die Lehrer waren meist jung und begeistert. Die meisten waren Hauseltern und Mentoren, zusätzlich zu ihrem Lehramt. Wenige Wochen nach meiner Ankunft wurde ich aufgefordert einen Mentor zu wählen. Der Mentor unterstützte des Schülers Interessen und überwachte seinen akademischen und persönlichen Fortschritt. Die oberste Klasse, zu der ich gehörte, war in drei Sektionen unterteilt: 1. Realschule, wo Mathematik und Naturwissenschaft betont wurden;- 2.

Humanistisches Gymnasium, das hauptsächlich viel Zeit mit Lernen von Griechisch und Lateinisch und alter Geschichte und Kultur verbrachte; diese Schüler hatten alle Dr. Kuchenmüller als Mentor;- und 3. das Zwischenstück, das Realgymnasium, wo die meiste Zeit auf moderne Sprachen und Mathematik und Biologie verwendet wurde, aber wo auch Lateinisch gelehrt wurde. Zu der 3. Rubrik gehörte ich.

Lateinisch mußte ich in Vorbereitung für das Medizinstudium nehmen, aber ich interessierte mich sonst nicht besonders für humanistische Bildung. Ich wollte gerne Englisch und Französisch als moderne Sprachen können,- und Biologie und Mathematik interessierten mich am meisten. Nach Alter und Klasse erwartete man von mir, daß ich Dr. Kuchenmüller als Mentor wählte; aber zum allgemeinen Erstaunen bevorzugte ich Dr. Robert Breusch, einen sanften Mathematiker. Alle seine "Mentorenkinder" waren jünger als ich, und auf Ausflügen war ich von meinen Klassenkameraden getrennt. Ich bestand auf meiner Wahl trotz Warnungen; es bewährte sich als gut, aber ich weiß nicht mehr, warum ich damals so entschieden war. Auf den folgenden Fußtouren durch den Hochschwarzwald freundete mich ich mit vielen jüngeren Schülern an; so etwas wäre im Grunewald Gymnasium unmöglich gewesen.

Das Vergnügen an den Folgen dieser waghalsigen Entscheidung dauerte nicht lange. 1936 verließ Dr. Robert Breusch Deutschland und wanderte nach Chile aus, wodurch es ihm möglich wurde das Mädchen, das er liebte, zu heirathen. Sie kam aus einer Freiburger jüdischen Familie und durfte in Deutschland keinen "Arier" heirathen. Als mir das klar wurde, wurde ich wieder gewahr wie das Klima sich verändert hatte. Als die Breuschs schließlich abfuhren, waren wir bereits gute Freunde geworden,- er hatte mich sogar nach Freiburg zum Besuch seiner alten Eltern mitgenommen; diese hatten das ganze Leben in Freiburg verbracht. Der Abschied von Robert Breusch war einer der grossen Verluste meines jungen Lebens, und nach dem Aufwiedersehnsagen ging ich auf mein Zimmer und weinte.

Man konnte nicht voraussehen, daß wir uns nur 16 Jahre später wieder treffen würden, als ich als Rockefeller Fellow aus dem geschlagenen Deutschland nach der Harvard Universität in Boston kam, während die Breuschs im nahen Amherst lehrten. Wir trafen uns jetzt als Colleggen, und ich fand mit Staunen heraus, daß unser Alter nur 11 Jahre auseinander war; zur Schulzeit war es mir ungeheuer erschienen. Wir wurden gleich wieder Freunde, und jetzt wo ich 70 und er 81 ist, stehen wir noch in enger Verbindung. Meine jüngere Tochter wurde Robert's Patenkind, und vor kurzem besuchten ihn die Kinder auf einer Concertreise. Sie gingen mit ihm zum Essen aus und erlebten ähnliche Freude an seiner Gesellschaft wie ich so viel früher empfunden hatte. Die ganze Kette von Ereignissen kann als die Folge meiner damaligen Schnellentscheidung angesehen werden.

Mit nur zwei Mitschülern hatte ich alle Stunden zusammen: Traudl Mies van der Rohe, die Tochter des modernen Architekten, und Gabriele Grisar aus Südamerika, die nur wenige Jahre später in einem Luftangriff auf Berlin im 2. Weltkrieg umkam. In vielen Stunden gingen wir einfach zu den Humanisten oder den Oberrealschülern, erhielten dadurch eine besonders gründliche Ausbildung in Sprachen und Mathematik.

Traudl lebte nach dem Krieg mit ihrem Vater in Chicago, wo ich sie als Kuratorin des Art Instituts noch vor ihrem Tod durch Krebs wiedertraf. Vor Kurzem las ich in einer Mies van der Rohe Biographie, daß sie auf eine der elitärsten und vornehmsten Schulen in Europa gegangen war: den Birklehof. Dies schien mir keine gute Beschreibung, und ich fragte mich wie wahr das wäre? Waren wir elitär und vornehm während meiner Zeit auf dem Birklehof? Natürlich muß eine kleine Privatschule die Schülerzahl begrenzen, die sie aufnehmen kann, und nicht jeder geht dorthin. Wir waren sicher nicht ein Durchschnitt der Deutschen Bevölkerung. Es gab viele Kinder von geschiedenen Eltern, die aus zerstörten Familien kamen; und sie fanden in der Schule eine gute zweite Heimat. Damals waren Scheidungen noch teuer und selten. Es gab Kinder, deren Eltern im Ausland lebten, Töchter und Söhne von Botschaftern und Repräsentanten von Firmen im Ausland, die eine Deutsche Erziehung für ihre Kinder anstrebten. Und es gab die Frage des Schulgeldes, das in öffentlichen Schulen besonders niedrig war. Auf dem Birklehof wurden die Eltern gebeten, so viel wie möglich zu bezahlen, wodurch angeblich viele Andere frei oder mit niedrigen Beiträgen studierten.

Es gab viele Schüler von berühmten Familien, aber es gab auch Kinder aus dem Dorf Hinterzarten und Freischüler. Elitist war wohl die gründliche Erziehung und die oft überdurchschnittliche Intelligenz der Kinder.

Unser Unterricht sollte durch Ausbildung in einem Handwerk ausgewogen werden. Jeder Schüler kam in die Lehre eines Dorfhandwerkers, und wir gingen mehrmals die Woche Nachmittags zu unserer Ausbildung. Die meisten suchten Tischlerei aus; aber meine widersprechende Natur und besonderes Interesse brachte mich zum Schuster. Herr Hug war ein brummiger aber gutmütiger älterer Herr, der jedermanns Schuhe reparierte, aber auch neue Maßschuhe anfertigte. Wir waren drei Lehrlinge in seinem Laden: einer war ein Prinz aus einem winzigen Fürstentum am Rhein; der zweite war unintellektuell und kam von einem Schloß in Mitteldeutschland aus einer Familie, die alle Privilegien in der 1918 Revolution verloren hatte; ich war der dritte und letzte. Die beiden waren von ihren Familien auf ein Landerziehungsheim geschickt worden, weil keine höheren Schulen in der Nähe ihrer ländlichen Heimat waren. Wir lernten etwas Schuhmachen und Reparatur, aber besonders Respekt für Handarbeit und Geschicklichkeit. Es schien mir eine gute Lehre, und vor Kurzem hörte ich, daß Herr Hug sich noch gerne an mich als Lehrling erinnert.

Die Lehrer waren eine ungewöhnliche Gruppe von Berufserziehern. Vielleicht waren die Bezahlungs- und Lebensbedingungen so außerordentlich für sie, daß sie eine elitäre Gruppe bildeten? Vor Kurzem rief ich meinen früheren Mathematiklehrer an, um zu fragen, wie Lehrer für den Birklehof ausgewählt wurden. Waren die Anstellungsbedingungen besonders vorteilhaft, und war der Lohn besonders hoch? Seine Antwort überraschte mich: zu meiner Schulzeit hatte dieser hochausgebildete und bewunderte Lehrer einen Monatslohn von 50 Mark bekommen plus freie Wohnung und Verpflegung. Er bewohnte ein kleines Zimmer neben dem Schülerbadezimmer, und er aß mit den Kindern. Während der Ferien war der Lohn etwas höher, da er seine Mahlzeiten bezahlen mußte. Oft mußte er seine Ersparnisse benutzen, um eine gute Mahlzeit im lokalen Gasthaus zu bekommen.

Dies war das Gegenteil von dem, was ich vermutet hatte und ist eine empörende Behandlung von Menschen, die ihr Bestes für unsere Erziehung geben sollten; dies sollten die Spezialerzieher des Landes sein! Aber mein früherer Lehrer versicherte mir, daß es damals überall ähnlich war; es gab solch einen Überfluß an Lehrern, daß jeder froh sein mußte, wenn er überhaupt eine Anstellung bekam. In seiner Erinnerung war wohl die Intelligenz der Birklehofer Schüler ungewöhnlich hoch. Die Exklusivität bestand daraus, daß man eine Gruppe heller Kinder in angenehmer Umgebung erzog, sie in besonders konzentrierter Form ausbildete, oft in Klassen von nur drei.

Wir waren sicher länger und in engerer Verbindung mit unseren Lehrern jeden Tag als Schüler in einer öffentlichen Stadtschule. Das System der Mentoren brachte Schüler und Lehrer während des ganzen Jahres zusammen; zusätzlich gab es ein oder zwei Mal im Jahr eine Fußtour. Der Mentor mit seinen Mentorenkindern ging auf eine Wanderung; wir wanderten alle zusammen mehrere Tage lang, hauptsächlich mit Broten und Getränk aus unseren Rucksäcken gestärkt. Ich hatte so etwas noch nicht erlebt. Am Anfang bekam ich große Blasen an meinen Füßen während der ersten Tage auf der Tour. Meine Freunde und der Lehrer nahmen sich des Humpelnden an, ohne übereifrig zu sein, und man sah darauf, daß jeder die ganze Reise vollendete. Es wurde eine denkwürdige Erfahrung: der Blick über die rollenden Hügel des Schwarzwaldes, die Gesellschaft von Freunden, das Klima von gegenseitiger Hilfe. Wir führten lange Unterhaltungen über die Probleme des Lebens. Ich habe noch eine Photographie aus der Zeit, wie ich Gras einer Ziege verfütterte, die wir am Wege trafen. Damals schien das bemerkenswert, weil eine Ziege namens Peter von einem Peter gefüttert wurde. Sah ich mein Interesse an der Ziegenzucht mehr als 20 Jahre später schon voraus?

Ein anderer Teil des Birklehofer Lehrplans, der mir sehr gefiel, war die Möglichkeit auf dem Gebiet besonderen Interesses kleine Projekte zu entwerfen und auszuführen. Mein erstes Projekt ahnte Vieles, das ich im späteren Leben ausführte, voraus: mit Hilfe des Biologielehrers, aber hauptsächlich alleine, entwarf ich eine Hypothese, die das ungewöhnliche Pflanzen- und Tierleben in den Hochmooren des Schwarzwaldes erklären sollte. Dort waren Ansammlungen ungewöhnlicher Pflanzen, die auf einem kleinen Hügel über dem umliegenden Land, sogenannten Hochmooren, verwurzelt sind. Ich glaubte, daß die Pflanzen, die dort wuchsen, die Folge ausserordentlicher physikalischer Bedingungen an der Stelle waren; solche Bedingungen konnte man messen.

Es schien mir, daß wahrscheinlich Temperatur und Feuchtigkeit am Moor anders als in der umliegenden Landschaft waren, und daß daraus vieles Ungewöhnliche im Pflanzen- und Tierleben erklärt werden konnte. Die kleinen, nassen Stellen lagen gewöhnlich auf der Spitze eines Hügels, und eine besondere Art langstämmigen Moores hatte sich über einem wasserführenden Graben entwickelt; neues Moos wuchs immer oben auf dem alten, wobei die Oberfläche des Ganzen langsam hochgehoben wurde und wie ein Schwamm das Wasser hielt. Ich befestigte Instrumente, die Temperatur und Luftfeuchtigkeit massen, bei jedem Sumpf und ringsherum in verschiedenen Abständen. Jeden Morgen, wenn die ganze Schule zum Dauerlauf versammelt war, rannte ich auf eigene Faust los; ich lief zu allen Sümpfen und las die Temperatur, Feuchtigkeit und andere Daten ab und schrieb sie auf.

Meine Zahlen zeigten zweifellos, daß die Bedingungen in den Hochmooren ganz anders als in der Umgebung waren: Temperaturen waren bei kaltem Wetter höher, und niedriger an warmen Tagen. Es war auch ein Luftfeuchtigkeitsunterschied zwischen dem Sumpf und der Umgebung. Ich erinnere mich nicht, wie gründlich ich damals die Literatur prüfte, und wie viel davon bereits bekannt war. Ich weiß nur, daß ich meine Befunde aufschrieb und meine Messungen interpretierte; das Projekt machte mir grossen Spaß und befriedigte mich. Da waren auch die herrlichen, einsamen Morgenläufe über die schönen Hügel, die zum Genuß beitrugen. Wenn man das Capitel über Forschung und Wissenschaft in diesem Bericht liest, kann man sehen, daß dies kleine Projekt das Muster bildete, das sich in meiner beruflichen Laufbahn immer wiederholte. Meine Schulfreunde erinnern sich jetzt noch, - und sie erzählen meiner Frau 53 Jahre später, - daß sie mich jeden Morgen bei jedem Wetter zielgerichtet weglaufen sahen. Ich weiß nicht, ob es meine Laufbahn beeinflusste. Aber es macht mir klar, wie wenig man seine Interessen im Laufe des Lebens ändert.

Für viele von uns spielte die Musik eine hervorragende Rolle im Schulleben;- für Andere war es Theaterspielen. Wir hatten besonders gute Musiklehrer, die mit dem Zug ein oder zwei Mal die Woche von Freiburg kamen, und die uns Privatstunden gaben. Einige Jahre früher hatte ich mit Cellospielen angefangen,- nach ein paar Jahren Klavierstunden. Die Tonhöhe des Instruments, die Größe und die technischen Ansprüche des Spielens schienen dem zu entsprechen, was ich gerne hatte. Ich war vielleicht von einem Concert Pablo Casals' beeinflusst, zu dem mich mein Großvater in den frühen Zwanziger Jahren mitnahm. Das Concert machte großen Eindruck auf mich, denn ich erinnere mich jetzt noch an Einzelheiten.

Während der 1920er und Dreissiger Jahre hatte ich viel Kammermusik gehört; sie wurde regelmäßig im Haus der Eltern meiner Mutter gespielt. Erinnerungen aus diesen Jahren, die jetzt veröffentlicht werden, erwähnen diese denkwürdigen Abende. Etwa zwei Mal die Woche gingen wir Kinder am Abend über die hölzerne Brücke am unteren Ende unseres Gartens und stiegen die grosse Wiese hinauf zum Haus der Großeltern und schlossen uns dort der Gesellschaft an. Die Gäste waren meist gerade fertig mit dem Abendbrot und hatten sich im Musikzimmer versammelt. Mein Großvater spielte gewöhnlich die erste Geige auf seinem Stradivarius Instrument; es gab verschiedene Bratschenspieler, wie Frau Peters-Mosheim oder meine Tante Ursel Dubois-Reymond; und am Klavier saß oft Arthur Schnabel, Bruno Eisner oder Felicia Dietrich,- alle begeisterte Musiker. Andere, wie der Contrabass-Spieler Goedeke, kamen nur zu besonderen Gelegenheiten.

Zur Zeit als ich Grunewald verließ, um nach Hinterzarten zu gehen, hatten die Concerte aufgehört; mein Großvater war gestorben, und viele der anderen Spieler hatten bereits Deutschland verlassen. Ich fühlte mich wie zu Hause, wenn ich auf dem Birklehof Kammermusik spielte. Ich spielte das Cello, und meine Freunde spielten andere Instrumente,- meist am Sonntag Nachmittag. Die Schule unterstützte das, und schalldichte Zimmer standen uns zur Verfügung. Manchmal nahmen wir Alle an einem Orchesterconcert der ganzen Schule teil. Musik war ein Bestandteil des Birklehofer Lebens, und es ist ein Teil meiner freundlichen Erinnerungen.

Ein weniger schulischer Teil des Birklehofer Lebens war das Planen und die Teilnahme an Streichen. Dies gehörte zur Schultradition und war von der Schule Schloß Salem übernommen worden. Die Streiche waren nicht immer besonders geschmackvoll, und nicht Alle hatten sie gerne; aber sie wurden mehr als nur geduldet. Kurz nach meiner Ankunft fuhr eine kleine Gruppe unter Leitung des Direktors am Nachmittag zum Bodensee; ich gehörte nicht zu der Gruppe. Sie erzählten uns später, daß sie während der Nacht das ganze Schloß mit Klopapier umwickelt und einige geschätzte Gegenstände gestohlen hatten. Alles wurde später zurückgegeben.

Ich erinnere mich nicht mehr an Einzelheiten, aber es ging in die Schulgeschichte als geglückter Streich ein. Mich störte es bei den Streichen, daß Dr. Kuchenmüller keinen starken Sinn für Humor hatte, und so das Ganze oft den Eindruck machte, als ob es an den Haaren herbeigezogen war.

Ein anderes solches Ereignis fand später mit meiner Teilnahme statt, und ich erinnere mich deutlich an Einzelheiten. Dies betraf eine Mitschülerin, die ich damals gut kannte, und die ich später noch besser kennen lernte, als sie einen meiner Vettern heirathete. Sie lebt jetzt mit ihrem Mann, den sie durch mich traf, im Westen Canadas, und sie haben 5 Kinder. Ich werde sie A. nennen. Sie war immer, und ist immer noch, recht exzentrisch; und sie sagt, daß ihre Besonderheiten von einer langen Linie ungewöhnlicher weiblicher Vorfahren kommen. Eine ihrer direkten Vorfahren war Bettina von Arnim, die als Kind sich mit dem alten Goethe befreundete. Die Familie besaß noch eine übergrosse Goethebüste, die Bettina als Geschenk erhalten hatte, und die so groß war, daß sie nur in einem besonders hohen Wohnzimmer aufgestellt werden konnte.

Zwischen Bettina und unserer Mitschülerin A.,- ihrer Nachkommin,- gab es eine Reihe ungewöhnlicher und bedeutender Frauen; und wohl durch eine Mischung von vererbten Zügen und Familientradition war unsere A. ein rechter "Freigeist". Von zu Hause war sie an grosse Gesellschaften gewöhnt: ihr Vater war ein Deutscher Wirtschaftsminister in den Zwanziger Jahren gewesen, und ihre Mutter kam aus einer großen, adligen, Preussischen Familie von Landbesitzern. Als A. gefragt wurde, was sie sich auf dem Birklehof zum Geburtstag wünschte, bat sie um- und erhielt- alle Bestandteile und Zutaten für eine großartige Geburtstagsgesellschaft.

Man hatte A. für die Geburtstagsgesellschaft die Turnhalle gegeben, und eine kleine Gruppe von Freunden, zu denen ich gehörte, dekorierte den Raum mit Papierschlangen. Es gab lange Tische, gedeckt für ein festliches Essen, und man hatte ein Grammophon mit Tanzmusik gebracht. Als Hauptanziehung des Abends war ein grosses Diner vorgesehen mit Schüsseln voller Salate, Platten mit kaltem Fleisch und Pasteten, warme Würstchen, dazu Saft und andere Getränke.

Das Problem war die Gästeliste. Jeder gab zu, daß es A.s Recht war einzuladen wen sie wollte; und sie konnte keines Falls alle Lehrer und Schüler einladen. Aber eine Einladung war noch besonders gesucht, da es sicher vergnüglich werden würde. Dazu kam es, daß wir in unserem Alter immer sehr hungrig waren und die Schulkost über hatten.

Es stellte sich heraus, daß A.s Liste ausgewählter Gäste einen grundlegenden Fehler enthielt: es sah so aus, als ob sie nur die Söhne und Töchter der Reichen und Berühmten eingeladen hatte; und sie hatte einige besonders nette und unternehmende Mitschüler ausgelassen- einige aus ihrer eigenen Klasse. Sie fühlten sich ungerecht behandelt. Dies wurde im Allgemeinen offen und mit Lachen diskutiert. Mir ist keine Bosheit in Erinnerung. Aber die Auswahl führte zu dem Streich, den ich jetzt beschreiben werde.

Am Tage des Geburtstags am Nachmittag zur vorbestimmten Zeit kamen die eingeladenen Gäste, von denen ich einer war, in der Turnhalle zusammen und sahen zuerst die herrlichen Dekorationen und das Essen für die Feier. Aber es zeigte sich bald, daß die Gastgeberin fehlte. Wir warteten lange Zeit, während wir uns mit Mühe vom Berühren von Essen und Trinken zurückhielten; schließlich verstreuten wir uns enttäuscht. Erst am nächsten Tag erfuhren wir die Folge der Ereignisse, die zu diesem Zustand geführt hatten.

Nach Augenzeugenberichten war ein Taxi am Haupteingang der Schule vorgefahren; das war am Nachmittag, während wir bereits in der Turnhalle warteten. Der Fahrer hatte im Haus gemeldet, daß A.s Tante angekommen war und mit ihr sprechen wollte: "Würde sie bitte zum Auto herauskommen!" So bald A.s Kopf im Taxi war, wurde ihr ein Sack übergestülpt, und sie wurde hineingezogen. Gefesselt und unfähig sich zu bewegen wurde A. mit der falschen Tante schnell von der Schule weggefahren. Sie fuhren nach Titisee, dem nächsten Kurort auf dem Weg zum Hochschwarzwald.

Als das Taxi an einem der großen Kurhotels vorbeifuhr, bat A. um zeitweise Befreiung, um zum Klosett zu gehen. Während die Entführer außen auf die Rückkehr warteten, entkam sie durch das Fenster. Vom Balkon aus kletterte sie in ein anderes Zimmer, wo sich eine Dame gerade zum Abendbrot umzog. Als sie von der mutigen Bewohnerin herausgeschubst wurde, landete A. wieder in den Armen ihrer Verfolger; dies waren einige der älteren Mitschüler, die nicht eingeladen worden waren. Sie wurde zurück ins Auto gebracht, und die Flucht wurde fortgesetzt.

Später erhielt die Baronin Wolff einen Telephonanruf von den Entführern, wurde über den ganzen Plan informiert, und man erklärte ihr Alles. In dem fröhlichen Geist, der in der Schule herrschte, fand das ganze Fest einen Tag später statt, und alle ursprünglichen Gäste zusammen mit den Entführern waren nun eingeladen. Jeder amüsierte sich.

Während ich von diesen peripheren Seiten des Schullebens auf dem Birklehof berichte, finde ich heraus, daß ich mich nur lückenhaft an den Unterricht erinnere; das zu berichten wäre langweilig. Das Lehren war intensiv und persönlich, und oft waren nur 3-4 Schüler mit einem Lehrer zusammen. Wenn wir wirklich über Durchschnitt begabt waren, - wie mein alter Mathematiklehrer behauptet, - kann man das gründliche Lernen verstehen. Da wir eine Privatschule waren, mußte ein besonderes Comité von der Staatsschulverwaltung

in Freiburg im Breisgau kommen, um das Abitur zu überwachen. Wir bestanden es Alle.

Meine besten Noten erhielt ich in Geographie und Geschichte, für die ich mich nicht besonders interessierte, aber die so gelehrt wurden, wie es mir am meisten lag; wir lernten hauptsächlich auswendig, nicht so sehr mit Verständnis. Ich hatte damals ein besonders gutes Gedächtnis. Zu meinem Erstaunen wurde ich für kurze Zeit ein Sachverständiger in Geographie und Geschichte, während ich in Sprachen nicht gut war: Englisch, Lateinisch und Französisch. Mein späteres Leben änderte das Alles. Mathematik und Biologie bestand ich gut wie immer.

Das Jahr des Abiturs im Frühling 1937 was das letzte Friedensjahr. Hitler benötigte so viele junge Männer für das Militär, daß er befahl, daß die zweithöchste Klasse, die Unterprima, auch die Schule gleichzeitig mit uns beenden sollte; sie erhielten kein besonders sorgfältiges Endexamen.

Das hatte für mich zwei Folgen, direkt und indirekt: Birklehof, das alle Lehrer brauchte um die Unterprima durch die letzten Tage zu schleusen, hatte einen akuten Lehrermangel für die unteren Klassen. Wir frischgebackenen Abiturienten der Oberprima wurden gebeten freiwillig zu bleiben und in den unteren Klassen zu lehren. Als ich mich dafür meldete erfuhr ich zum ersten Mal was es bedeutet ein Lehrer zu sein; dies hat vielleicht zu meinem späteren Entschluß beigetragen, eine Lehrlaufbahn zu verfolgen. Ich erinnere mich gerne an diese paar Wochen.

Indirekt war ich durch meinen Bruder betroffen, der immer Lernschwierigkeiten gehabt hatte, und der nun das Gymnasium ohne ein schwieriges Endexamen beenden konnte. Nach dem Krieg, als er an der Universität zu studieren begann, änderte er mehrere Male sein Fach, immer gerade bevor einem drohenden Examen, - vielleicht weil er nie eines bestanden hatte. Nach der vierten Änderung entschloß er sich für den katholischen Priesterberuf und wurde später ein Benediktiner Mönch, - nachdem er nie ein Studium abgeschlossen hatte.

In der Rückschau kamen die herrlichen Tage auf dem Birklehof zu einem schönen Ende mit einem Ereignis, das der Schule würdig war, und das mir besonders angenehm in der Erinnerung geblieben ist. Es hat auch mein späteres Leben beeinflußt. Alle Abiturienten der obersten Klasse wurden von der Mutter eines Klassenkameraden zum Schlüchtseehof eingeladen. Dies ist ein Bauernhof im Hochschwarzwald. Der Sohn der Gastgeberin, Joachim von Ernest, war wie ich ein Doppelbürger der Schweiz und Deutschlands. Sein Name änderte sich während unserer Schulzeit zu Freiherr von Adelsheim.

Dies war dadurch zu Stande gekommen, daß ein kinderloser Onkel, der einen Erben für seinen Landbesitz und das mehrere hundert Jahre alte Schloß suchte (siehe "Besuche auf verzauberten Schlössern"), ihn adoptierte. Joachim und sein jüngerer Bruder Bernhard waren unter den ersten Schülern des neuen Birklehofs, als er als Ableger der Schule Schloß Salem am Bodensee gegründet wurde. Ihre Mutter, kürzlich verwitwet, wollte ihre Söhne in der Nähe haben, nachdem sie den Ältesten in einem Unglück verloren hatte. Sie war eine kleine, lebhaft, immer elegant gekleidete Dame, die wir Alle von ihren zahlreichen Besuchen in der Schule in ihrem riesigen schwarz-gelben Horch Cabriolet kannten. 13 Jahre später wurde sie eine gute Freundin von meiner Frau und mir; wir lebten nach dem Krieg in Bern und sie wohnte in ihrem "Chatelet" im nahen Fribourg. Sie blieb mit uns eng befreundet bis zu ihrem Tod in den sechziger Jahren, und sie wurde die Patentante unseres ersten Kindes, Elise.

Frau Helene von Ernest lud uns Alle zu einer Taxifahrt vom Birklehof zum Schlüchtseehof ein. Sie hatte eines ihrer fabelhaften Diners bereitet, von denen wir viele mehr später kennenlernten. Neben jedem Teller stand ein farbenfroher Elefant, den sie genäht hatte; wir hoben die Tiere lange Zeit auf. Alles war sehr festlich, und sie erreichte, daß wir uns bequem fühlten und gut unterhielten. 51 Jahre später, während ich dies schreibe, haben ihr Sohn und Schwiegertochter, beide Altbirklehofer, gerade eine Gesellschaft gegeben, um unser aller 70. Geburtstage in Adelsheim im Odenwald zu feiern; und wir hatten Gelegenheit unsere Erinnerungen von 1937 auszutauschen.

Die Rückreise vom Schlüchtseehof zum Birklehof war problematischer: während wir beim Diner gesessen hatten, hatte ein Schneesturm begonnen. Auf dem Weg fuhren die 2 Taxis in eine tiefe Schneewehe und blieben stecken. Ich erinnere mich daran, daß ich verkündete, daß es jetzt wichtig wäre, daß wir panikten, was Alle zum Lachen brachte. Wir kletterten aus den Autofenstern auf den Strassenrand. Die vielen kräftigen jungen Leute konnten die Autos schnell freischaufeln, und wir setzten die Rückreise ohne weitere Zwischenfälle fort. Bald fanden wir heraus, daß dies das Ende herrlicher Jahre bedeutete, für die meisten von Militärtraining gefolgt und dem Beginn des Krieges. Viele von uns überlebten die folgenden Jahre nicht, - und für mich bedeutete es das Ende meiner Jugend.

Zwei Schulfreunde.

Während meiner Jahre im Grunewald Gymnasium hatte ich zwei gute Freunde: den blauäugigen, blonden Gotthardt Baumbach und Peter Paneth, mit dunklen Haaren und dunklen Augen. Der erste ist seit langem tot,- er starb 1943 in Stalingrad; der zweite lebt mit 72 Jahren als Witwer mit Kindern und Enkeln in Basel in der Schweiz. Ihre Schicksale sind für unsere Generation typisch, und dies ist der Ort, wo man sich an sie und ihre Leben erinnern kann,- so wie sie immer noch deutlich in meiner Erinnerung vorhanden sind.

Gotthardt Siegmund Roland Hubertus Baumbach war das späte Kind eines Paares, die so viele Jahre früher eine Tochter gehabt hatten, daß die Tochter der Tochter älter war als der jüngere Bruder,- ihr Onkel. Dies erschien so bemerkenswert, daß die Lehrer und andere Jungen ihn oft "Gotthardt, der Mann mit der Nichte!" riefen. Kein anderer von uns konnte zu der Zeit mit einer Nichte aufwarten.

Uns schienen Gotthardt's Eltern immer sehr alt. Der Vater, der ein Berufsoffizier gewesen war, erschien in einem Rollstuhl, und er war deutlich dem Ende des Lebens nahe. Seine Aufmerksamkeit hatte bereits angefangen zu wandern, und wenn er am Eßtisch saß, hob er plötzlich den Kopf und rief ohne jede Einleitung: "Haben die Fischchen noch Luft?" Dies bezog sich auf die Pumpe eines grossen Aquariums mit Goldfischen im Wohnzimmer; man wußte, daß die Pumpe manchmal anhielt. Mit meinen derzeitigen Kenntnissen nehme ich an, daß die Fischchen leicht einige Stunde ohne Luftbläschen überlebt hätten.- Ich kann mich nicht daran erinnern, daß der Vater je etwas Anderes sagte. Man mußte ihn als "Herr Oberstleutnant" ansprechen, was der Dienstgrad war, den er bei der Pensionierung am Ende des Ersten Weltkriegs erreicht hatte- vor vielen Jahren. Er starb etwa im 5. Jahr unserer Zeit im Grunewald Gymnasium.

Die Mutter war jünger und viel besser erhalten. Sie war offensichtlich in der Ehe die dominante Person gewesen. Sie stammte aus einer wohlhabenden und mächtigen Familie im Norden, aus Hamburg, und man erzählte uns, daß ihr Vater ein Bekannter konservativer Abgeordneter im Deutschen Reichstag gewesen war,- vergleichbar einem Amerikanischen Senator. Während die Mutter sich nicht sehr für ihre erwachsene Tochter zu interessieren schien, stand sie dem jüngeren Sohn Gotthardt sehr nahe; ich glaube, daß sie seine beste Freundin und er der Mittelpunkt ihres Lebens war. Als er heranwuchs, fanden sie Vieles, was sie zusammen tun konnten. So war sie zum Beispiel eine eindrucksvolle Reiterin, die aufrecht im Damensattel saß, wenn sie mit uns durch den Grunewald ritt. Später will ich das tragische Ende ihres Lebens beschreiben,- kurz nach Gotthardt's Tod.

Ich erinnere mich an Gotthardt's erfinderischen und unternehmenden Geist. Einiges davon könnte die Folge der Einsamkeit eines praktisch einzigen Kindes alter Eltern sein; es wurde typisch für die Art, wie er sein ganzes Leben lebte.

Dreissig Jahre später erinnere ich mich deutlich und lächelnd an einige der Projekte, die wir zusammen ausführten, entweder wenn er nach der Schule für den Rest des Tages in unserem Haus blieb,- oder wenn ich bei ihm war. Wir bekamen beide eine Jungen-Zeitschrift namens "Der Gute Kamerad", und viele unserer Unternehmen stammten vom Lesen der Artikel.

Bei einem Vorhaben versuchten wir so zu photographieren, daß der Betrachter überzeugt wurde, daß wir weit durch die Welt gereist waren. Mit viel Salz produzierten wir eine Schneelandschaft, oder mit Sand eine Wüste mit Dünen; wir stellten kleine Bleitiere hinein, Menschen und kahle Äste oder kleine Pflanzen. Mit unserer ziemlich primitiven Kamera,- die Art, die man damals Kindern schenkte,- krochen wir am Boden entlang. Bilder wurden aus der Nähe aufgenommen, und nach Entwickeln sollten sie wie die wahre Welt aussehen, die wir bereist haben wollten. So weit ich mich erinnere bekamen wir nie sehr überzeugende Bilder: ein Mal erschien im Hintergrund ein Riesenfuß, der die wahre Größe der Landschaft verriet; ein anderes Mal hatten wir vergessen eine Gießkanne wegzunehmen, deren Abbildung auf unserer Photographie die Illusion völlig zerstörte: die Gießkanne war viel höher als die angeblichen Palmenbäume.

Die Herstellung von Gipsmasken unserer Gesichter war erfolgreicher. Gemäß den Instruktionen bereiteten wir Gotthardt's Gesicht mit dicken Schichten von Vaseline auf Augenbrauen und Haarwurzeln vor. Eine gipsartige, feuchte, weisse Masse wurde angerührt. Gotthardt legte sich auf einen Liegestuhl in den Garten; ich schob Stroh-halme in seine Nasenlöcher und Mund zum Atmen. Ich erinnere mich daran, daß er sich über grosse Hitze unter dem Gips beschwerte, nachdem ich ihn auf sein Gesicht gepflastert und er eine Stunde lang darunter gelegen hatte. Schließlich wurde der Gips fest, und nach über einer Stunde begann ich vorsichtig die Maske abzunehmen. Trotz Vorsicht war die Abnahme schmerzhaft, da einige Haare in der Maske stecken geblieben waren.

Eine Woche später, nachdem die Gipsmaske völlig getrocknet war, konnten wir einen positiven weißen Abguß von dem Negativ machen. Es sah dem Original wirklich sehr ähnlich, und es enthielt noch einige blonde Haare, die zwei Mal vom Original her übertragen worden waren. Das Schicksal der Maske war mit dem der Baumbach Familie eng verbunden, und ich will darüber in Zusammenhang mit dem Verschwinden der Baumbachs 1943 erzählen.

Um den Rest der Geschichte kurz zu erzählen: wir beide blieben gute Freunde, durch bessere und schlechtere Zeiten; selbst als ich 1935 das Grunewald Gymnasium verließ, blieben wir durch Briefe in enger Verbindung, und ich besuchte die Baumbachs, wenn ich in den Ferien nach Berlin kam. Nach Ende des Gymnasiums folgte Gotthardt der Familientradition und trat 1937 in das Deutsche Heer ein. Bald wurde er Offizier. Zu der Zeit war das Heer keine Nazi Organisation, und es wurde eine Zuflucht für viele konservative, patriotische Bürger.- Schließlich war die Verschwörung gegen Hitler 1943 hauptsächlich von Offizieren des Heeres angezettelt.- Als ich im Herbst 1943 von Charkow nach Berlin zurückkam,- kurz nachdem ich von Gotthardt einen Brief mit Photographie erhalten hatte, auf der er zu Pferde zusammen mit einem nett aussehenden Mädchen zu sehen war,- erhielt ich die schreckliche Nachricht, daß er unter den vielen Deutschen war, die in Stalingrad das Leben verloren hatten.

Meine erste Reaktion nach Erhalt der Nachricht war ein Besuch bei Gotthardt's Mutter. Ich fand sie alleine im Haus in Berlin-Dahlem, wo wir in der Vergangenheit so viele glückliche Stunden verbracht hatten. Sie sah völlig verändert aus: die schlanke, aufrechte, lebhaftete Dame war plötzlich ein gebeugtes, altes Weiblein geworden, die sich die ganze Zeit über die Ungerechtigkeiten der Welt beklagte. Während ich saß und ihr zuhörte, brachte sie die alte Gipsmaske heraus, die wir zwei Jungen so vergnügt ungefähr 10 Jahre früher gemacht hatten.- Es schien mir lange Zeiten her! Sie sah sie immer wieder an, und sie bat mich, jedes Detail der Umstände, unter denen wir sie gemacht hatten, zu erzählen. Ich fand, daß die Maske eine wichtige Verbindung zu ihrem toten Sohn geworden war, und ihre Existenz schien ihr etwas Trost zu gewähren.- Nach nur wenigen, kurzen Besuchen, kurze Zeit später, erfuhr ich, daß sie gestorben war. Das Leben schien ihr nicht mehr lebenswert.

Im folgenden Herbst und Winter nahmen die Luftangriffe auf Berlin an Häufigkeit und Schwere zu. Besonders im Westen der Stadt, der auf dem Anflugsweg für die Flugzeuge lag, wurden viele Bomben abgeworfen. Kurz nach der Zerstörung des Hauses meiner Mutter erfuhr ich, daß die Baumbachs einen Volltreffer erhalten hatten und das Haus weg war. Es gab keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr, und ich marschierte mit einem Handwagen von Grunewald hinüber um zu sehen, ob noch etwas zu retten war. Dort traf ich Gotthardt's Schwester, die ich seit Jahren nicht gesehen hatte. Sie berichtete mir, daß sie immer vorgehabt hatte mich wissen zu lassen, daß Gotthardt ein Testament hinterlassen hatte, in dem er gebeten hatte, daß man mir alle seine Bücher gäbe; die Bücher waren liebevoll während der kurzen 25 Jahre seines Lebens gesammelt worden, und wir hatten viele zusammen gekauft. Die Familie hatte vergessen mir davon zu berichten. Nun hatte kein Buch die Bombardierung überstanden,- aber die Botschaft war für mich die letzte bedeutsame Mitteilung von meinem guten Freund.

Die Lebensgeschichten von Peter Paneth und die seiner Freundschaft mit mir waren sehr verschieden von denen, die ich gerade beschrieben habe. Sie waren auch stark von den Ereignissen in Deutschland (und Europa) beeinflusst, die sich während der Zeit unseres Heranwachsens abspielten; deshalb glaube ich, daß beide Geschichten hierher zusammengehören.

Ehe ich Peter Paneth kennengelernt hatte, waren seine Eltern geschieden worden, und ich habe den Vater wohl nur ein Mal gesehen. Der Junge lebte mit seiner Mutter in einer großen und teilweise leeren Wohnung auf einer Querstrasse des Kurfürstendamms, Leibnizstrasse, und ich konnte von uns aus mit der Strassenbahn in etwa 15 Minuten hingelangen. Sein Vater war ein bekannter Psychoanalytiker und lebte woanders, und er spielte kaum eine Rolle im Leben des Sohnes. Was mich wohl ursprünglich zu Peter hinzog war seine sanfte Güte, die mit großer Intelligenz verbunden war. Ich behauptete immer, daß er wohl der klügste Mensch war, den ich je getroffen hatte.

Peter kam oft in unser Haus; er half mir beim Füttern der Tiere (siehe Kapitel über "Tiere, die ich kannte und liebte"), und er war der einzige Schulfreund, den ich auf die andere Seite des Sees zu einer Besichtigung des Hauses meiner Großeltern nahm.- Die Größe und Pracht des Hauses setzte mich bei weniger guten Freunden in Verlegenheit.- Sein starkes Stottern, das ihn oft daran verhinderte einen Satz schnell zu beenden, war in unseren Unterhaltungen nie störend. Im Gegenteil, als ich vor Kurzem jemanden traf, der das gleiche Problem hatte, fühlte ich mich bei der Unterhaltung gleich ganz vertraut, nachdem ich ein Leben lang Erfahrung mit Peter hatte.

In der Mitte der dreissiger Jahre wurde es wichtig zu wissen, ob ein Deutscher jüdischer Religion oder Ursprungs war- oder nicht; ich fand heraus, daß Peter, wie ich, gemischter Abkunft war. Seine Mutter, die zukünftige Entwicklungen klarer als Viele zu der Zeit voraussah, entschied sich früh, ihn in der Schweiz zur Schule zu schicken. Um 1935 verließ er das Grunewald Gymnasium, und von da an blieben wir durch Briefe in enger Verbindung. Er war,- und ist immer noch,- ein sehr guter Briefschreiber. Er war immer fähig gewesen, seine Gedanken klar auszudrücken,- und sein gutes Herz spricht aus den Brief-Berichten über sein Leben. Später wurde Schreiben sein Beruf. Wie wir Auf-Wiedersehen sagten bat er mich, auf seine Mutter aufzupassen. In dem Augenblick wußten wir nicht, daß das eine wichtige und schwere Aufgabe werden würde.

Während Gotthardt im 2. Weltkrieg starb, überlebte Peter in der Schweiz. Nachdem er das Gymnasium beendet hatte, studierte er Wirtschaftswissenschaft in Sankt Gallen. Unter Schwierigkeiten (mit knappem Geld), schloß er das Studium ab und begann mit Journalismus, zuerst für eine aggressive, linksgerichtete Zeitung und wurde später Herausgeber des Wirtschaftsteils einer der größten Schweizerischen Tages-Zeitungen (dies Alles sehr abgekürzt und vereinfacht). Wenn es mir gelang einen seiner Artikel einzusehen, erfreute ich mich am Lesen und lernte viel daraus.

Während des Krieges wurde unser Kontakt immer schwieriger, da man nicht mehr Post aus Deutschland in fremde Länder schicken konnte. Ich hatte viel über seine Mutter zu berichten, deren Existenz in Berlin als Halbjüdin (als die man sie eingestuft hatte) immer schwieriger wurde. Ich besuchte sie regelmäßig in der alten, großen Wohnung, und sie empfing mich immer besonders herzlich. Ich glaubte, daß sie jetzt viel alleine war.

Eines Tages, wohl nach Beginn des 2. Weltkrieges, fand ich die Wohnungstür offen und die Zimmer leer. Die Nachbarn ließen mich wissen, daß sie von Hitlers schwarzgekleideten SS Männern abgeholt worden war. Man vermutete, daß sie nun in einem der damals wenig bekannten Konzentrationslager im Osten war. Die Nachbarn gaben mir auch eine Postkarte von der Mutter von Frau Paneth, einer Frau Hirsch, die an ihre Tochter gerichtet war. Die Karte kam von Theresienstadt, einem wohlbekannten Lager für Deutsche Juden, und darauf waren Grüße und die Nachricht, daß es ihr gut ginge. Ich glaube, daß die meisten Deutschen damals wußten, daß es solche Lager gab, - oft weil sie Bekannte dort hatten. Aber erst viel später erfuhren wir von all den Schrecken, wie den Gasöfen zum Verbrennen "unerwünschter Menschen". Ich begann sofort daran zu arbeiten, Frau Paneth dort herauszubekommen und ihr zu helfen ins Ausland zu entkommen.

Der Schweizerische Botschafter in Berlin führte während des Krieges viele Geschäfte für andere Länder, da die Schweiz neutral war, und viele andere Länder, die mit Deutschland Krieg führten, in Berlin keine Gesandtschaft mehr hatten. Man glaubte, daß Hitler die Schweiz nicht angriff, weil das Land eine wertvolle Austauschstelle für internationale Spionage bildete. Als geborener Schweizer kannte ich in der Botschaft eine Anzahl Leute; und ich setzte mich mit ihnen in Verbindung, sie um Hilfe bei der Findung von Frau Paneth zu bitten. Sie konnten nicht direkt mit ihr in Verbindung treten, aber sie brachten mir die Nachricht, daß Frau Paneth eingesperrt war und sie herausgelassen werden würde und Deutschland zu Gunsten ihres Geburtslandes (Chile) verlassen dürfte, wenn man die nötigen Mittel für ihre Reise deponierte.

Man ließ mich wissen, daß 1000,- Reichsmark nötig waren; und unter einigen Schwierigkeiten brachte ich das Geld zusammen und schickte es an die Deutsche Dienststelle. Lange hörte ich nichts, und ich hatte die Hoffnung, daß ich Erfolg haben würde. Erst viel später fand ich heraus, daß sie niemals herauskam und daß sie wahrscheinlich bereits tot war zu der Zeit, als die Geldforderung mir bekannt gegeben wurde. Dies beleuchtet die rücksichtslosen und zynischen Methoden, die unsere Regierung damals anwandte, die unter Anderem zur Finanzierung des Krieges dienten.

So bald ich einigermaßen sicher war, daß Frau Paneth nicht mehr lebte, war es mir wichtig den Sohn Peter wissen zu lassen, was mit seiner Mutter passiert war. Man konnte keine direkte Post mehr von Deutschland ins Ausland senden, aber es gab noch einige Leute, die über die Grenze reisten.

Als ich 1940 in Graz studierte, bot sich mir eine Gelegenheit: Der Zimmernachbar in meiner Pension war ein Medizinstudent von Tripolis in Libyen. Während der Semesterferien besuchte er seinen Vater, einen Chirurgen in Tripolis. Nachdem ich Gelegenheit gehabt hatte ihm ein Mal zu helfen, als Verbindung mit seiner Heimat vorübergehend abgebrochen war, wurden wir Freunde. Ich schrieb einen Brief an Peter Paneth in der Schweiz, in dem ich in verschlüsselter aber verständlicher Sprache erklärte, was mit seiner Mutter passiert war. Ich legte auch die Postkarte seiner Großmutter, Frau Hirsch, aus Theresienstadt ein, die ich früher in der Leibnizstrasse aufgesammelt hatte. Der Brief wurde Omar Bissar, dem Libyer, anvertraut, als er nach Hause reiste.

Danach hörte ich lange nichts mehr von Omar und verlor Verbindung mit Peter, während der Krieg fortschritt und das Leben zunehmend schwieriger wurde. Als im Herbst 1943 unser Haus in Grunewald von Bomben zerstört wurde, war ich zunehmend mit dem eigenen Überleben beschäftigt (siehe Kapitel "Das Ende des Zweiten Weltkrieges"). Ich fühlte sicher, daß Peter nun informiert war.

Der große Schock kam 1945, nachdem wir wieder Kontakt aufgenommen hatten. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wer von uns beiden zuerst erfolgreich war, den anderen zu finden; wahrscheinlich schrieb Peter an die alte Adresse in Sankt Georgenhof, und ich antwortete. Wir hatten herausgefunden, daß man an bestimmten Stellen der Deutsch-Schweizerischen Grenze sich treffen konnte, selbst wenn keiner der beiden hinübergehen durfte. Nahe Stein am Rhein war eine Stelle, wo der enge Oberrhein die Grenze zwischen Deutschland und der Schweiz bildete, und man konnte sich da sehen und durch Rufen verständigen. Unter den schwierigen Reisebedingungen in Nachkriegsdeutschland beanspruchte es beinahe einen Tag, bis ich dorthin kam; nach einigem Suchen sah ich Peter das erste Mal seit vielen Jahren, als er am anderen Ufer stand. Es war ein bewegender Augenblick.

Seine erste Frage, über den Fluß gerufen, war nach dem Schicksal seiner Mutter: Wie geht es ihr? Wo lebt sie? Einen Augenblick lang konnte ich nicht antworten;- es wurde mir langsam klar, daß mein Brief vor mehreren Jahren ihn nie erreicht hatte. Ich schrie die Geschichte von dem Verschwinden von Frau Paneth aus Berlin über den Fluß und berichtete von meinen Nachforschungen. Danach wurde Alles leichter: wir waren beide froh, uns wiedergefunden zu haben, und wir machten Pläne für ein weiteres Treffen.

Einige Monate später wurde es möglich, aus der Schweiz für einige Stunden nach Deutschland zu reisen. Lindau am Bodensee ist eine besonders hübsche kleine Stadt, und ich reiste für unser nächstes Treffen dorthin. Es war eine so besondere Gelegenheit, daß ich mich klar daran erinnere.

Peter kam im Boot an, trug einen weiten Tweedmantel, der an vielen Stellen ausgebeult war; er sah wie eine wandelnde Pyramide aus. In seiner hilfreichen, aber oft unpraktischen Art hatte er die Taschen, das Futter und die Ärmel mit Geschuggeltem gefüllt, das er seinem Freund im verarmten Nachkriegsdeutschland mitbrachte. Ich erinnere mich, daß er einen Kamm hervorzog mit der Bemerkung, daß er gerade gelesen habe, daß die Russen Deutsche Kammfabriken abgebaut und nach Rußland verschleppt hatten.-Erst am Ende seiner Weihnachtsbescherung mußte ich protestieren, als er einige Banknoten unter dem Futter hervorzog und mir anbot. Es war mir klar, daß, obwohl ein großer Unterschied in den Finanzen unserer beiden Länder existierte, ich besser mit Geld versehen war als er. Wir hatten einen kurzen, herrlichen Besuch miteinander, und ich fühlte, daß unsere Freundschaft den Krieg gut überlebt hatte.

Der nächste Kontakt kam durch meine neue Braut, Inge Feiler. Sie war von England nach Deutschland, ihrem Ursprungsland, gekommen und war als Mitglied der Amerikanischen Besatzungsarmee angeworben worden. Ihre Papiere erlaubten ihr, die Europäischen Grenzen beliebig zu überschreiten. Sie besuchte Peter in seiner Junggesellenunterkunft in Sankt Gallen und brachte mir einen detaillierten Bericht über seinen Lebensstil. Er war noch immer ein Junggeselle, der daran gewöhnt war sich selbst zu versorgen; aber es war ein solch minimaler Haushalt, daß er bereit war sich schnellstens zu verheirathen und sich zu gereiftem Mittelalterleben niederzulassen.

Nun folgten einige Bemühungen, eine Frau zu finden: man erzählte uns, daß das erste Mädchen, die er um ihre Hand bat, von ihren strengen Eltern verhindert wurde, ihn anzunehmen: sie war Jüdisch, und sie wollten sie vor einem Christen behüten. Was für eine Ironie, wo die Mutter des "Christen" wegen Jüdischer Vorfahren ermordet worden war!- Das zweite Mädchen war katholisch, und deswegen verboten ihre Eltern die Heirath.

Inzwischen war ich im Frühling 1949 in die Schweiz gezogen, und Inge und ich hatten gehairathet. Wir hatten uns in Bern, der Hauptstadt, niedergelassen, wo ich an der Universität angestellt war. Es war eine Ironie, daß Peter Paneth, als er das Schweizerische Bürgerrecht beantragte, nachdem er mehr als 10 Jahre im Land gelebt hatte und die Mundart sprach, mich, den Neueinwanderer (aber geborenen Schweizer), als Bürgen brauchte. Es ging gut aus für uns beide, und er erhielt eine ständige Anstellung an einer Schweizerischen Zeitung.

Ich wurde wieder in das Leben von Peter Paneth verwickelt, als er den nächsten Schritt tat. 1956 hatten wir uns entschieden, in die Vereinigten Staaten auszuwandern, wo ich eine Stellung am Pharmakologischen Institut der Staatsuniversität von New York in Syracuse angenommen hatte. Sechs Jahre davor hatten wir in Bern ein kleines Haus gekauft, in dem meine Mutter und Tochter Elise mit uns lebten; wir mußten das Haus verkaufen, ehe wir abfuhrten. Es war am sparsamsten so viel wie möglich von unserem Besitz in eine Kiste von der Grösse eines kleinen Zimmers zu packen, einen sogenannten Lift-van; dieser wurde vor dem Berner Haus beladen und versiegelt, auf ein Lastauto gehoben, vom Auto auf einen Zug geladen, von dort auf ein Schiff, und dann via Lastauto und Zug nach Syracuse gebracht, wo er in Gegenwart eines Amerikanischen Zollbeamten vor unserem neuen Haus ausgeladen werden würde. Das bedeutete, daß größere Möbel in der Schweiz bleiben mußten.

Peter Paneth besuchte uns mehrere Male vor der Abreise, und wir besprachen unsere Lebensumstände. Er war nun mehr denn je zum Heirathen bereit, aber seine neueste Liebe, die er offensichtlich sehr gerne hatte, hatte einen unehelichen kleinen Jungen; seine Baseler Freunde rieten ihm nicht zu heirathen, weil das Kind ein Hindernis bei seiner Laufbahn als Journalist sein würde. Für mich hatten Conventionen nie große Bedeutung gehabt, besonders wenn sie sinnlos und grausam erschienen. Da ich überzeugt war, daß Peter die Mutter sehr liebte, und daß die beiden gut zusammenpaßten, war ich für eine Heirath. Als wir das besprachen, kamen wir zu dem Punkt, wo er sagte, daß er nicht heirathen könnte, da er in seiner bescheidenen Weise glaubte, daß er Frau und Kind nicht genug Bequemlichkeiten bieten könnte. Ich sagte ihm, daß, wenn er überhaupt heirathen wollte, er es so bald wie möglich tun sollte, so daß das Baby mit beiden Eltern heranwachsen könnte.

So weit ich mich erinnere, schlossen wir schließlich eine Art Vertrag: Ich versprach, daß er alle Möbel und Haushaltsgerät bekommen würde, die wir zurücklassen mußten, wenn er versprach, bald zu heirathen. Ich weiß nicht mehr genau, ob wir es je so klar aussprachen, oder ob es nur angedeutet wurde; aber kurz nachher wurden unsere überzähligen Möbel und Haushaltsgegenstände, wie der Staubsauger und die Bettrahmen, zu Peter gesandt. Als wir im Herbst 1956 in Amerika ankamen, erhielten wir die

Ankündigung der Heirath von Peter und Sophie Paneth. Das war der Anfang von vielen Jahren für die beiden zusammen, und sie hatten zahlreiche Kinder.

Während der folgenden mehr als 30 Jahre blieben wir in Verbindung und sahen uns, wenn es eine Gelegenheit gab. Als wir Witts Alle den Sommer in der Schweiz in den frühen 60er Jahren verbrachten, sodaß ich besondere wissenschaftliche Untersuchungen in Lausanne durchführen konnte, kamen die Paneths mit vier Kindern uns zu besuchen. Wir bewohnten ein Häuschen oberhalb des Genfer Sees, und wir Alle machten einen langen Spaziergang zusammen über die Hügel oberhalb des Sees und aßen Mittagbrot in einem Landgasthaus.- Ich sah sie in ihrem Basler Haus, als ich durch die Stadt auf einer Vorlesungsreise kam. Peter kam kurz nach Knightdale, als eine Rundreise Schweizerischer Journalisten ihn durch die Vereinigten Staaten führte.

Es war besonders bedeutsam, als Peter und Sophie im Frühling 1986 nach Ascona kamen, als Inge und ich mit den Kindern den 37. Hochzeitstag feierten, an dem Ort wo wir auf der Hochzeitsreise gewesen waren. Peter war bei der Hochzeit vor 37 Jahren dabei gewesen.

Niemand konnte damals voraussehen, daß es unser letztes Treffen mit Sophie Paneth sein sollte. Nur wenig mehr als ein Jahr danach starb Sophie an den Folgen eines Verkehrsunfalls; die Kinder scharten sich um den Vater und halfen ihm während einer schwierigen Übergangszeit.

Es scheint interessant, daß wir mit zwei der Kinder näher bekannt wurden; dies war verhältnismässig unabhängig von der Freundschaft mit den Eltern. Der älteste Sohn Bruno, der bei der Heirath der Eltern ein Baby gewesen war, kam nach Knightdale, um kurze Zeit in meinem Laboratorium als Lehrling zu arbeiten. Er interessierte sich für Biologie und wollte herausfinden, worum es da ging. Er war ein netter Junge, intelligent und begabt, und besonders war er ein sehr guter Photograph. Er hatte einige Schwierigkeiten beim Heranwachsen, und er schien es besonders zu genießen, wenn er stundenlang in einer Hängematte auf unserer Verandah lag. Von dort hatte er eine gute Aussicht über den See und in die Wälder. Er arbeitete fleißig im Laboratorium, und ich höre, daß er jetzt drauf und dran ist ein Lehrer zu werden, und daß er geheirathet hat.

In einem späteren Jahr kündigte der Sohn Herbert an, daß er mit einer Freundin kommen und kurz auf dem Hof bleiben wollte. Kurz nachdem er ins Haus gekommen war,- ich glaube mich zu erinnern, daß es sein erster Abend dort war,- kündigte er an, daß er so bald wie möglich heirathen wollte. Konnte man das in Raleigh tun? Nachdem sie eine Blutuntersuchung durchgemacht hatten, dauerte es nur 24 Stunden, bis wir als Zeugen mit ihnen im Gerichtsgebäude erscheinen konnten. Sie wurden sogleich von einem Richter verheirathet, der die Besonderheit herausstrich, daß ein Schweizerisches Paar in Raleigh heirathete. Danach kam eine weitere Überraschung: Auf Wunsch des Paares marschierten wir

vom Gericht quer über die Strasse, um in einem Copierladen hunderte von Abzügen der Heirathsurkunde machen zu lassen. Während der nächsten paar Tage wurden die Copien Familienmitgliedern und Freunden geschickt: eine ungewöhnliche Art sich zu verheirathen!- und gemäß der Paneth-Tradition.

Letztes Jahr verbrachten Inge und ich eine Woche in Pontresina in der Ostschweiz, und Peter kam von Basel zu Besuch. Wir waren jetzt beide über 70, und wir hatten uns seit über 60 Jahren gekannt. Als wir zusammen spazieren gingen,- langsamen Schrittes auf einer weiten, bequemen Strasse,- fühlten wir uns sehr vertraut und unterhielten uns gemütlich über Leute und Ereignisse aus der Vergangenheit und Gegenwart, über Familienangelegenheiten und Politik. Es gab im Hintergrund so Vieles, was wir von einander wußten, und in der Gegenwart war so Vieles, über das wir ähnlich urteilten, daß wir deutlich fühlten, daß selbst starke Freundschaften nach langer Zeit noch wachsen können.

Universitäten.

Als ich 1937 das Abitur in Hinterzarten machte, war meine Ausbildung noch lange nicht vorbei. Im Winter 1939 bekam ich den ersten von vielen Urlauben vom Militär, um das erste Semester vorklinischer Studien anzufangen. Ich hörte Vorlesungen in Berlin, wo es zu der Zeit viele sehr gute Lehrer der Naturwissenschaften gab. Ich erinnere mich an besonders anregende Kurse in Botanik und Chemie, und an andere, weniger interessante. Erst als ich und zwei Freunde einen zweiten Studienurlaub bekamen, entschieden wir uns so weit wie möglich von der lebhaften und ablenkenden Atmosphäre Berlins wegzugehen.

Im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten wurde im damaligen Deutschland der Wechsel von Universitäten während des Studiums gefördert, da man es gut fand, wenn Studenten verschiedene Gesichtspunkte von verschiedenen Professoren hörten; es sollte in der Medizin selbstständiges Urtheil fördern, wenn man Alles von verschiedenen Winkeln betrachtete.

Wir suchten uns Graz in Österreich aus, eine kleine Stadt Südlich der Alpen, teils aus Abenteuerlust, aber auch mit dem Wunsch in einer ruhigen Stadt zu leben, wo man sich auf das Lernen konzentrieren konnte. Ich habe noch netteste Erinnerungen an Graz; ich lernte da nicht nur viel, sondern ich gab auch einem über 60 Jahre alten früheren Schuldirektor Nachhilfestunden. Er war aus politischen Gründen aus dem öffentlichen Dienst entlassen worden, denn er war durch Überzeugung und Tradition ein friedensliebender Liberaler. Er wollte die letzten Jahre des Lebens als praktizierender Arzt verbringen, aber hatte beim Studium Schwierigkeiten den Vorlesungen zu folgen. Er war intelligent, aber lernte langsamer als die jüngeren Studenten; für mich war es eine wertvolle Erfahrung und half, mein Wissen zu befestigen.

Nach vier Semestern, und nachdem ich das Physicum bestanden hatte, kehrte ich nach Berlin für die letzten 8 Semester des Medizinstudiums zurück. Verschiedene Erinnerungen aus dieser Zeit tauchen an anderen Stellen dieser Erinnerungen auf. Im Dezember 1944 bestand ich erfolgreich das Medizinische Abschlußexamen (siehe Kapitel "Das Ende des Zweiten Weltkrieges").

Eine schriftliche Dissertation muß in Deutschland, Österreich und der Schweiz eingereicht werden, wenn man Dr.med. werden will. Man kann aber auch ohne den Titel Medizin praktizieren; nur das Bestehen des Endexamens ist erforderlich. Die meisten zukünftigen Ärzte ziehen es vor eine Doktorarbeit einzureichen. Nach dem Krieg arbeitete ich an meinem Doktorat an der Universität Tübingen, und das war das letzte Jahr meiner formellen Ausbildung, an der ich mit Unterbrechungen den größten Teil der Jahre 1923 bis 1946 verbracht hatte. Danach begann ich meine erste Anstellung als Assistent im Pharmakologischen Institut der Universität Tübingen.

Das Institut, wo ich zuerst arbeitete, wählte ich nicht unabhängig; ich besetzte eine Stelle, die gerade frei geworden war. Nach diesem Beginn arbeitete ich viele Jahre lang in Pharmakologischen Instituten, und ich überlege mir immer noch, wie sehr meine Laufbahn durch zufällige freie Stellen beeinflußt worden ist. Ich traf nur wenige direkte Entscheidungen in meinem Berufsleben. Meine lange Ausbildung hatte mich für verschiedene Laufbahnen qualifiziert, und äußere Umstände führten mich in besondere Tätigkeiten. Das ist wohl nicht ebenso für alle Berufe.

Im geheimen Auftrag und der Tyrann.

Als wir in den Zwanziger Jahren im Grunewald noch kleine Jungen waren, gingen mein Bruder und ich zum Haus des Ägyptischen Gesandten, das in unserer Nähe lag. Wir hatten gehört, daß der damalige Deutsche Reichspräsident von Hindenburg einen Besuch beim König von Ägypten plante; der König wohnte während einem Staatsbesuch beim Gesandten in Berlin-Grunewald. Während wir dort vorbeigingen sahen wir ein großes schwarzes Auto am Gartentor halten, und wir beobachteten den Reichspräsidenten beim Aussteigen. Wächter waren nicht zu sehen, und so gingen wir zu ihm heran und sagten: "Guten Morgen". Ich berührte seinen schwarzen Rock und wies meinen Bruder an das Gleiche zu tun, sodaß wir unseren Kindern erzählen konnten, daß wir eine historische Gestalt, den berühmten Generalfeldmarschall des Ersten Weltkriegs und Reichspräsidenten berührt hatten.

Dies war wohl so nahe wie ich je einem regierenden Würdenträger kam. Dagegen hatte ich viele Jahre später, gleich nach Ende des Zweiten Weltkriegs, eine besondere Gelegenheit herauszufinden, wie einer der mächtigsten Männer der Welt seine letzten Tage verbracht hatte.

Dies kam folgendermassen zustande: Ein Amerikanischer Offizier hatte den Ordinarius für Pharmakologie an der Universität Tübingen, Professor Felix Haffner, gebeten, den Medikamentenverbrauch und mögliche Rauschgiftsucht von Adolf Hitler in seinen letzten Tagen zu untersuchen. Der Zweig des Amerikanischen militärischen Geheimdienstes, der diese Forderung vorbrachte, stand offensichtlich mit anderen Geheimdiensten im Wettbewerb um die Einsicht in die letzten Tage Hitlerdeutschlands. Sie hatten Tagebücher und Protokolle aus Hitlers letzten Monaten in die Hände bekommen und wollten, daß jemand diese auswertete, der Fachwissen über die Wirkung psychotropischer und suchtvorsachender Substanzen hatte.

Professor Haffner war alt und müde, und er wollte nicht in so etwas verwickelt werden. So fragte er mich, der gerade eine Serie von Vorlesungen über psychotropische Substanzen gehalten hatte, als Experte mit dem Amerikanischen Geheimdienst zusammenzuarbeiten. Die paar Wochen, während denen ich die Dokumente durcharbeitete, waren was man als den "Geheimauftrag" bezeichnen kann. Damals sagte man mir auch, daß ich vorläufig mit Niemandem über das Gefundene sprechen sollte.

Direkt nach dem Kriege lebten die Amerikanischen Sieger in Deutschland in wohlbewachten Geländen, die von Stacheldraht umzäunt waren, und an deren Toren Tag und Nacht Wachen standen. Es gab Vorschriften gegen Verbrüderung, was bedeutete, daß sie uns und wir sie täglich auf den Strassen, in Läden etc. sahen, aber daß wir nicht miteinander sprechen sollten. Man kann sich leicht vorstellen wie wenig solche Teilung funktionierte. Es ist meine Idee, daß die Führer in einem Krieg grosse Angst haben, daß die Bevölkerung herausfindet, daß die Menschen auf der anderen Seite genau so alltäglich und freundlich wie die eigenen sind, und daß der Krieg enden würde, wenn mehr und mehr das entdeckten. In meiner Erfahrung funktionierte die Trennung der freundlichen Amerikanischen Soldaten von den hungrigen und verwirrten Deutschen nie sehr gut. Jede alte Dame erinnerte an die Mutter zu Hause, und jeder junge Soldat schien unseren Freunden zu ähneln.

Für die Dauer meines Geheimauftrages fielen alle Barrieren, und plötzlich lebte ich zeitweise innerhalb des in Frankfurt abgegrenzten Geländes in einem grossen, bequemen Gastzimmer, nahm reichliche Mahlzeiten in der Militärkantine ein und wurde als Freund behandelt. Ein sehr grosser Haufen Dokumente wurde auf meinen Schreibtisch gelegt, und ich sollte ihn durchsehen. Der besondere Zweck war, nach der Erwähnung von Drogen zu suchen und ihre Anwendung zu prüfen.

Es gab Tagebücher von Generalen im Hauptquartier des Führers, wo täglich eingetragen war, was sie sahen; da waren Protokolle von Ärzten in Hitlers unmittelbarer Umgebung. Die Hauptquelle waren die Eintragungen von Dr. Morell, der während Hitlers letztem Lebensjahr sein Leibarzt gewesen war. Wohl am faszinierendsten von Allem waren Aufzeichnungen von Gesprächen von Leuten, die ihn in den letzten Wochen seines Lebens gesehen hatten, ehe er in seinem unterirdischen Hauptquartier Selbstmord beging,- zu der Zeit, als die Russen Berlin eroberten.

Ich verbrachte viele Stunden mit einer gewissen Hannah Reitsch, einer bekannten Flugpilotin und Abenteurerin, die Generale und andere hohe Beamte in den letzten Wochen nach Berlin und herausgeflogen hatte, während die Stadt bereits von feindlichen Soldaten umgeben war. Speziell hatte sie Besucher zu Hitler gebracht, der unter der Erde lebte, und sie nahm sie zurück nach West- und Süddeutschland. Sie war wohl der Hauptnachrichtenkanal zu und von Hitler in seinen letzten Wochen. Wenn ich mich recht erinnere, so hatte sie den Führer zuletzt ein oder zwei Wochen vor seinem Selbstmord gesehen, als sie den General von Gleim zu ihm flog. Sie war auf einer der grossen Stadtstrassen gelandet und flog wenige Stunden später von dort wieder ab. (siehe Einlage der Seite eines Briefes von ihr an mich, der ihre übergrossen Buchstaben wiedergibt).

Lieber Dr. Ritt -

Haben Sie von Wager
noch für die Jule, die
7.7. 2. Wollta gleich zu-
bringen für einen Rindfleisch
zu Essen - Prof. H. v. L. L.
zu kommen. Große Liste
anderer Menschen - sehr
Arbeit macht der Platz
unmöglich - lassen ich
bei der Zeit bestimmen
unverzüglich sein. So
allen die dies lesen
kann. Sehr mit
Mitleid

Sie war gewillt und bereit, mit jemandem wie mir über all das zu sprechen,- und ich war zum Zuhören bereit. Wir glaubten beide, daß unsere Erinnerungen und Analyse zu einem Bild der letzten Tage Hitlers führen würden, die späteren Schreibern bei der Schilderung seines Endes helfen könnte,- das Lebensende, das den letzten Tagen der Regierung des Tyrannen folgte. Während ich dies 1990 schreibe, liegt vor mir ein handgeschriebener Brief von Hannah Reitsch an mich, der jetzt über 40 Jahre alt ist, und der durch Form und Inhalt lebhaft an die damalige Zeit erinnert. Im Brief sind 5 1/2 Seiten mit riesiger Sütterlinschrift bedeckt, Einzelbuchstaben bis 5 cm hoch, und man fühlt, daß sie ein überschwenglicher, lebhafter, etwas grosspuriger Mensch war, der das Abenteuererleben liebte. Der Inhalt des Briefes behandelt das stille Ende des Projektes, über das auch ich enttäuscht war. Wir hörten nie mehr von möglichen Resultaten; eines Tages war einfach Alles vorbei, und ich weiß nicht mehr sicher, ob ich mich überhaupt je um einen Abschlußbericht bemühte.

So lange das Projekt dauerte, war es recht großartig. Zum Beispiel war ein Amerikanischer Offizier, Leutnant Schwiesow, abgeordnet worden, mich regelmäßig in Tübingen in Süddeutschland abzuholen und mich in mehrstündiger Fahrt viel weiter Nördlich nach Frankfurt am Main zu bringen,- und mich wenige Tage später wieder nach Hause zu fahren. Damals waren die Strassen von den Bomben und dem Rückzug der SS noch in schlechtestem Zustand, und öffentliche Verkehrsmittel existierten nicht, und ich fühlte mich sehr gemütlich, wenn ich im Staat durch die Landschaft gefahren wurde.

Der Leutnant und ich hatten lange Unterhaltungen über den Krieg und unserer beider Vergangenheit, und wir waren recht freundlich miteinander; dies war wohl gegen die Vorschriften. Auf einer unserer Reisen führte ich ihn in Sankt Georgenhof vorbei, dem Hof meiner Mutter, wo über 30 Familienmitglieder verhältnismäßig isoliert lebten. Als er meine stattlichen und eleganten alten Tanten traf, die pünktlich und gut angezogen zum Tee und Abendbrot erschienen, mußte er wohl einige der Vorstellungen revidieren, die er sich von den Deutschen nach Zeitungsberichten gebildet hatte. Er brachte allen als Geschenke Caffee und Cigaretten mit,- Geschenke, die im Nachkriegsdeutschland selten waren. Für ihn waren die Deutschen nun wohl statt erschreckende Fremdlinge zu einer Mischung von verschiedenen menschlichen Wesen geworden.- Nach mehreren solchen Reisen war die Aufgabe plötzlich beendet, und zu Hannah Reitschs und meiner Enttäuschung hörten wie nie wieder ein Wort: keinerlei Abschied, keine Bestätigung, daß gute Arbeit geleistet worden war. Nur der übriggebliebene Brief bestätigt heute, daß Alles nicht nur ein Traum war.

Alles was ich erfuhren schrieb ich auf, kombinierte es mit den Informationen aus Tagebüchern und Protokollen, und es erlaubte mir ein Bild von Hitlers Gesundheit und Geisteszustand Ende 1944- Anfang 1945 auszuarbeiten. Dies befindet sich wohl noch irgendwo in Amerikanischen Regierungsarchiven in Washington, tief in den Sammlungen von Informationen über Deutschland am Ende des Krieges vergraben. Ich weiß nicht, ob es je gebraucht wurde. Ich habe nie darüber gelesen, noch habe ich mit den Beteiligten weiter Kontakt gehabt.

Von dem, was ich von damals im Gedächtnis habe, bewahre ich ein Bild von Hitler im letzten Lebensjahr; und es besteht kein Zweifel, daß ihm eine grosse Menge Medikamente ständig durch den Mund oder in Spritzen gegeben wurde. Auswahl und Menge der Medikamente stieg täglich an. Nach Augenzeugenberichten spritzte sein Leibarzt ihn oft in den Arm durch den Ärmel, da keine Zeit zu verlieren war.

Wenn man die Zahl der Medikamente zählt, die er im Laufe eines Tages erhielt, so sind es über hundert gegen Ende seines Lebens. Es ist beruhigend zu wissen, daß nach unseren Erkenntnissen viele unwirksame Substanzen darunter waren. Er erhielt zahlreiche Gewebe-extrakte, wie unter Anderem extrahierten Stierhodenbrei; das sollte ihn kräftigen. Aber auch starke Schmerzmittel wie Morphinum wurden oft gegeben; gegen Ende seines Lebens zeigte er das Verhalten eines Süchtigen.

Während der ganzen Zeit schien seine Gesundheit bergab zu gehen. Nach dem Versuch ihn zu töten im Sommer 1944, wo eine Bombe in seiner Nähe detonierte, zeigte er Schwierigkeiten beim Gehen und Sprechen. Seine Hände zitterten, und er ging in vorgeneigter Haltung. Man kann sich kaum vorstellen, daß er noch klar denken konnte. Er glaubte mehr und mehr an naturgemäße Heilmethoden, wie den Gebrauch von Gewebe-extrakten, Kräutertees und Abführmittel.

Dies geschah zur Zeit meiner letzten Semester des Medizinstudiums in Berlin. Die Überzeugungen des Tyrannen hatten einen so starken Einfluß auf das Land, daß plötzlich verordnet wurde, daß Medizinstudenten ein besonderes Examen in "Naturgemäßen Heilmethoden" ablegen mußten. Dies wurde an der Berliner Universität von Professor Morel gelehrt, dem Leibarzt des Führers. Gegen Bezahlung konnten wir vor dem Examen von seinem Diener Informationen über die zu erwartenden Fragen kaufen. Wir erfuhren, das die häufigste erste Frage war: "Was wohnt im Darm?"- Die korrekte Antwort war "Krankheit und Tod". Zu meinem Erstaunen wurde ich genau dies gefragt, als ich zum Examen erschien. Ich gab die vorgeschriebene Antwort nur zögernd, und ich erhielt sogleich ein "Sehr Gut!"

Wie schon vorher berichtet kam bei meinem geheimen Auftrag nichts heraus, und meine Mitarbeit verlief im Sande. Aber beim Berichten der Geschichte erinnere ich mich an eine frühere Begebenheit, die den Einfluß zeigt, den der Tyrann Hitler auf das weitentfernte Leben kleiner Leute hatte.

Während der Sommerferien von der Universität Berlin, wo ich Medizin studierte, - wohl 1941 oder 42, - wurde mir und vielen anderen studierenden Soldaten befohlen, unsere Ferien zu unterbrechen und uns bei einem Feldhospital zu melden. Wir sollten dem Personal des Hospitals helfen und bei der Gelegenheit wertvolle medizinische Erfahrung sammeln. Ich wurde zu einem sehr grossen Spital in der Ukrainischen Stadt Charkow abkommandiert.

Um von Deutschland dorthin zu gelangen, mußten wir mit dem Zug tief nach Russland hinein fahren. Der langsame Zug brauchte mehrere Tage, und die enormen Felder mit Sonnenblumen, Weizen etc., die wir vom Fenster aus sahen, machten einen tiefen Eindruck auf mich. Oft sassen wir auf den Aussenstufen des langsam fahrenden Zuges und beobachteten die Sonnenblumen, wie sie im Laufe des Tages ihre Blüten der wandernden Sonne nachdrehten. Es war wunderschön, und wir bekamen eine Vorstellung der Riesengrösse Russlands, das Hitler erobern wollte. Wie jeder weiß gingen die Deutschen Truppen, genau wie die Französischen über hundert Jahre früher, in der Weite verloren. Welch Blindheit zu glauben, daß wir Russland besetzen könnten!

Zu der Zeit begann gerade die Einschliessung von Stalingrad, und die verwundeten Deutschen Soldaten in der Stadt wurden unter grossen Schwierigkeiten herausgebracht und nach Charkow transportiert. Viele kamen nie an. In unserem Spital erhielten sie die erste gründliche Fürsorge, die sie meist sehr nötig brauchten. Zur gleichen Zeit brach Typhus aus, gegen den damals die Schutzimpfung noch nicht entdeckt war. Ich erlebte, wie die halluzinierenden Patienten nachts durch die langen Korridore des Spitals wanderten, ohne zu wissen wo sie waren, und wir versuchten ihnen zu folgen, sie einzufangen und zum Bett zurück zu bringen, sodaß sie sich nicht verletzten.

Ausserdem war meist keine Elektrizität, und wir mußten Kerzen tragen. Ich sehe noch die schlafwandelnden Patienten und die verfolgenden Helfer und Schwestern mit brennenden Kerzen in der Hand vor mir; wir konnten nicht schnell gehen, um die Kerzen nicht auszublasen. Manchmal wurden die Patienten unruhig, wenn sie sich verfolgt sahen, und sogleich wurden die Kerzen ausgeblasen, und wir Alle standen im Dunklen.

Eines Tages wurde mir berichtet, daß der Pianist des Führers als Patient im Spital eingetroffen war. Ihm war sogleich ein Einzelzimmer zugewiesen worden, obwohl Platz knapp und er vom niedrigsten Militär-rang war; man befahl uns ihn mit besonderer Sorgfalt und Rücksicht zu behandeln. Es schien merkwürdig, daß der unmusikalische Führer einen

Spezialpianisten haben sollte; aber die Macht des Tyrannen war so groß, daß Niemand Zweifel zu äussern wagte.

Man behandelte den neuen Patienten besonders, nicht so sehr weil er ein grosser Künstler war, sondern er war Hitler nahe und sah ihn oft alleine; daher konnte er eine Laufbahn durch ein Wort fördern oder brechen. Ich fand zum größten Erstaunen heraus, daß die höchsten Militärkommandanten, wie Generalfeldmarschall Paulus, sich höflich erkundigten, ob sie den Burschen sehen dürften. Es gab ein Wartezimmer, das meist mit Leuten gefüllt war, die zugelassen werden wollten, um sich vorzustellen oder sich mit ihm zu unterhalten.

Ich hatte die Aufgabe mich um den Soldaten "Daubitz", wie er hieß, zu kümmern. Oft hatte ich in seinem Zimmer zu tun, und dann zeigte er sich besonders freundlich und unterhaltsam; ; und wir beiden wurden eine Art Freunde. Ich blieb etwas mißtrauisch, da ich vermutete, daß er ein Hitleranbeter und Nazi war, und ich glaubte deswegen Ansichten zu haben, die nicht die seinen waren. Er streute meisterhaft Namen in seine Unterhaltung; im Laufe eines Gespräches erwähnte er, was Hitler ihm über diesen Gegenstand mitgeteilt hatte, wenn Daubitz das Gleiche mit ihm besprochen hatte. Er wollte eine Ansichtspostkarte an den Führer schreiben, die wir Alle unterschreiben sollten, in der er berichtete wie gut man sich in unserem Spital um ihn kümmerte und was für gute Freunde wir waren. Der Führer sollte sich Sorgen um die Erholung seines Pianisten machen, und er wollte wissen, daß er in guten Händen sei. Ich erinnere mich noch deutlich an die Postkarte mit der Adresse: "Führerhauptquartier" etc.

Oft setzte er sich in einem Spitalzimmer an das Klavier und bat mich die Seiten umzudrehen während er spielte. Ich hörte seiner wunderbaren Technik zu, die sich bestens mit mir bekannten Musikern vergleichen ließ, und wir diskutierten das Stück und den Komponisten. Da ich an solche Tätigkeit von zu Hause aus gewöhnt war, fühlte ich mich dabei entspannt und zufrieden, und ich überzeugte mich, daß er ein guter Musiker war. Es war wohl merkwürdig, daß Niemand den Namen gehört hatte, aber er machte den Eindruck eines netten Menschen und guten Berufsspielers. Für mich verdrängte das gute Spiel alle anderen Erwägungen.

Wenn man jetzt zurückschaut scheint es merkwürdig, daß mehrere Wochen lang niemand fragte, ob es einen "Pianisten des Führers" überhaupt gab? Er schien nie in Zeitungen erwähnt zu werden, und keiner von uns kannte ihn. Aber die Abgeschlossenheit des Diktators und seine grosse Macht hatten genügend Ausstrahlung, daß selbst hohe Militärs es vorzogen in seiner Gunst zu stehen, - eines Tages könnte er ihnen helfen. - All das endete plötzlich!

Eines Tages, ganz unerwartet, fand ich das Zimmer leer, in dem der besondere Patient mehrere Wochen gelegen hatte. Auf meine Nachfrage wurde mir mitgeteilt, daß man herausgefunden hatte, daß er ein Hochstapler sei. Er war ein gewöhnlicher Soldat, der niemals Hitler nahe gekommen war; er war jetzt in ein Militärgefängnis eingewiesen worden. Seine früheren Bewunderer hatten sich zusammengetan und ihn des Betruges angeklagt und verlangten Bestrafung.- Später hörte ich, daß die Gerichtsverhandlung niemals stattfand, und daß Daubitz unauffällig zu einer entfernten Militäreinheit versetzt worden war. Vieles von dem, für das man ihn anklagen konnte, war eigentlich die Folge des falschen Ehrgeizes und der Leichtgläubigkeit seiner Ankläger. Die früheren Bewunderer zeigten kein Interesse daran, seine Missetaten in die Öffentlichkeit zu bringen. Niemand wollte Andere wissen lassen wie leichtgläubig er gewesen war.

Ich war traurig, als ich die Empörung über das Ereignis beobachtete. Er war schließlich ein wunderbarer Klavierspieler, der Vielen oft Freude bereitet hatte. Die Untat war das Ergebnis der verzerrten Machtverteilung, unter der wir lebten, und war nicht von ihm verursacht. Viele hatten seine Musik und Unterhaltung in einer düsteren und kriegerischen Zeit genossen, und er hatte uns Allen freundliche Augenblicke beschert. Ich hätte ihn freudig begrüßt, wenn ich ihn je wieder getroffen hätte;- aber das sollte nicht sein.

Es gibt die Geschichte vom Hauptmann von Köpenick, einem Hochstapler im kaiserlichen Deutschland, das von Zuckmeyer in ein erfolgreiches Theaterstück verwandelt worden war. Es ist eine ähnliche Begebenheit, über die Leute oft lachen, besonders wenn es auf der Bühne aufgeführt wird. Ich bin froh über mein Erlebnis, das dem Hauptmann von Köpenick so ähnlich war.

Forschung und Wissenschaft.

Mein ganzes Leben lang habe ich versucht herauszufinden, warum etwas so aussah oder sich so benahm wie es das tat. Ich erinnere mich deutlich, daß ich durch sorgfältiges Denken und Experimentieren systematisch zu erforschen versuchte, warum etwas so war wie es war. Das fing bei mir wahrscheinlich sehr früh an, aber als ich 7 Jahre alt war, war es weit entwickelt. Viel später fand ich heraus, daß diese Neugier sich nicht auf Alles erstreckte, sondern nur auf lebende Dinge,- Dinge die sich bewegten, vermehrten, anpaßten. Kristalle, chemische Verbindungen, Planeten, Licht, Töne, Gerüche interessierten mich nur so weit, wie sie Lebendiges beeinflussten. Dies war immer ein so starkes Interesse für mich, daß ich wenig Zweifel über meine zukünftige Berufstätigkeit hatte. Ganz allgemein ausgedrückt wollte ich biologische Forschung betreiben. Als ich als Erwachsener entdeckte, daß Kollegen Forschung als Weg zu Ruhm und Vermögen ausgesucht hatten, taten sie mir leid. Die Belohnung des Forschens liegt darin, daß man etwas entdeckt, an das Niemand vorher gedacht hat,- eine vorhandene Wahrheit, oder ein Naturgesetz,- und das ist in sich selbst erfreuend.

Dies Kapitel ist mit 2 Worten bezeichnet, da ich glaube, daß die Handarbeit des Experimentierens (Forschung) nur eine Vorbedingung der gedanklichen Analyse darstellt, durch die man zu finden sucht, warum und wie Dinge leben; und die Entwicklung von Hypothesen und Theorien, die Erklärungen geben (Wissenschaft), die man testen kann, ist genau so wichtig.

Mein Interesse an der Wissenschaft läßt sich am besten zeigen, indem man meine Beschäftigung mit Darwin's Entwicklungstheorie verfolgt. Die Ähnlichkeit innerhalb vieler Tier- und Pflanzengruppen, zugleich mit ihren deutlichen Verschiedenheiten, schien mir eines der interessantesten Naturphänomene. Eines Tages stellte meine Mutter einen Studenten vom Kaiser Wilhelm Institut für Biologie an, Klaus Patau, der zwei Mal die Woche kam, um Biologie zu diskutieren und darin mit mir zu experimentieren. Er war einer der Ersten, die natürliche Auslese und Entwicklungsgeschichte mit mir durchnahm. Plötzlich sah ich eine Erklärung, warum so viele Tiere warmes Blut hatten und ihre Nachkommen durch Muttermilch ernährten, während andere Tiere Eier legten; warum Einige wechselwarme Körpertemperatur hatten. In jeder Gruppe waren gleichzeitig erbliche Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten. Wenn alle Lebewesen miteinander verwandt sind,- zu einer großen Familie gehören,- in der Einige näher als Andere verwandt sind, werden die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten plötzlich erklärbar.

Diese Idee einer Verwandtschaft und Entwicklung der Arten erschien mir so aufregend, und- nachdem sie ein Mal formuliert worden war-, so selbstverständlich, daß ich überzeugt war, daß jemand vor Darwin daran gedacht haben mußte. Als Junge begann ich alte Naturgeschichten zu lesen, um herauszufinden was Leute vor Darwin über die Ähnlichkeiten der Arten gedacht hatten. Ich hatte ein großes Notizbuch mit Zitaten von alten Wissenschaftlern,- Zitaten von Aristoteles und Vesalius in der Antike, über Paracelsus und Gessner im Mittelalter, bis zu Cuvier, Lamarck, Buffon und Linne im 17. und 18. Jahrhundert. Ich plante ein Buch als "Lebenswerk", das die Idee der Entwicklung der Entwicklungsgeschichte aufklären sollte; das Notizbuch würde die Grundlage des Buches bilden. Erst vor Kurzem warf ich dies Notizbuch weg, besonders da ich herausgefunden hatte, daß ich nicht der Erste mit dem Plan war. Ich hatte gelesen, daß viele Denker vor Darwin der Wahrheit nahe gewesen waren, ohne sie deutlich zu formulieren (oder zu denken).

Eines meiner Lieblingsbücher zu der Zeit war Friedrich Albert Lange: "Die Geschichte des Materialismus", in dem besondere Ideen durch die Geschichte verfolgt werden. Das Buch hat heute noch einen Ehrenplatz in meiner Bibliothek. Die Geschichte der Idee einer Entwicklung in der Natur war bereits zu gut verfolgt worden, um mir zu erlauben, einen neuen Beitrag zu leisten. Die Neugier ist geblieben, und die Begeisterung für diese Art der Forschung hat mich mein Leben lang begleitet.

Soweit ich mich erinnern kann, entschied ich mich im Alter von 7 Jahren, ein Biologe zu werden. Die erste Frage war nach einem Weg, auf dem ich das breiteste Wissen erwerben konnte. Gleichzeitig wollte ich eine Möglichkeit haben, das Wissen anzuwenden, besonders in Krisenzeiten wie im Krieg. Ich wollte auch praktisch arbeiten. Das Medizinstudium schien mir ein guter Anfang. Ich las die Veröffentlichungen meines Urgroßvaters Carl Westphal, des Neurologen-Psychiaters. Er lehrte, forschte, behandelte Patienten; ich stellte mir eine solche Laufbahn befriedigend vor. Besonders in Krisenzeiten konnte man leidende Menschen behandeln, während man in ruhigeren Zeiten Laboratorium und Studenten genießen konnte.

All dies schien auf einem gründlichen Wissen der Biologie zu basieren. Ich dachte, daß ich wahrscheinlich auch gerne unterrichten würde; aber es dauerte viele Jahre, bis ich herausfand, daß ich das tatsächlich gut konnte. Ich finde jetzt Lehren eine gute Methode, die eigenen Gedanken zu klären: man muß sie Anderen erklären. Über die Jahre haben viele unerwartete Fragen von Studenten meine Augen für neue Forschung geöffnet.

Ich erinnere mich noch deutlich, daß mich als Junge die Form von Bäumen sehr interessierte. Ich wunderte mich, daß jede Baumart eine bestimmte Form hatte, sodaß man eine Eiche von einem Ahorn und Linde unterscheiden konnte, auch wenn sie blattlos waren,- nur durch die Form ihrer Umrisse. Jeder Ast mußte irgendeine Art Information erhalten, die ihm sagte wo er im Verhältnis zum Stamm aufhören mußte zu wachsen. Man konnte sich vorstellen, daß die Ernährung etwas damit zu tun hatte; so baute ich Reihen von Bechern auf, in den Setzlinge in verschiedenen Nährstoffen saßen. 2-3 Setzlinge wurden jeweils gleich behandelt, um den Einfluß biologischer Variation auszuschalten.

Lange nach Beendigung dieser Studien, um das Jahr 1950, entdeckte ich die Arbeit von Sir Ronald Fisher, der mathematische Formeln entwickelte, die zwischen Variation und den signifikanten Differenzen unterschieden, die durch einen Faktor verursacht waren. Es ist jetzt undenkbar, daß Statistik erst nachdem ich meine Studien beendet hatte ein Teil wissenschaftlicher Forschung wurde. Es schien wie eine der Ideen, die immer selbstverständlich gewesen waren, aber die klar formuliert werden mußten, um von allen erkannt zu werden. Solch eine Entdeckung ist eine große Hilfe, und sie macht Menschen wie mich sehr glücklich, und macht das Leben lebenswert.

Mein Großvater auf meines Vaters Seite, Otto Nikolaus Witt, war Professor der Chemie gewesen. Er war 1915 gestorben, ehe ich geboren war, aber ich war der einzige Enkel, der sich für seine Laboratoriumsarbeit interessierte. So bekam ich seine alten, eleganten Waagen und Apparate. Ich benutzte diese sehr oft, bis sie von Bomben im 2. Weltkrieg zerstört wurden. Ich las die Schriften von Großvater Witt und die von Urgroßvater Westphal, dem Neurologen/Psychiater, die ich durch freundliche Tanten als Geschenk erhalten hatte. Dies ermutigte mich in meinen Berufsplänen und gab ihnen Richtung.

Es erstaunt mich noch heute, daß keiner meiner mütterlichen oder väterlichen Vettern oder Cousins ähnliche Interessen zeigte. Wenn wir annehmen, daß solche Begabungen eine genetische Grundlage haben, muß man sich wundern, daß sie in keinem meiner Vettern und Cousins herauskamen. Hatten sie weniger Ansporn oder Gelegenheit als ich? Oder überschätzen wir Erbllichkeit, und zeigen sich solche Interessen wahllos? Wir werden das vielleicht nie wissen. Mir ist die Stärke meiner Interessen immer ein Rätsel gewesen, und meine Zielgerichtetheit,- verglichen mit der vieler Zeitgenossen, einschließlich z.B. meinem Bruder.

In den dreissiger Jahren führte ich eine Amateur Untersuchung durch, deren Beschreibung meine Art des Denkens und Handelns zu der Zeit beleuchtet. Dies war viele Jahre bevor ich studiert hatte und als Wissenschaftler berufstätig war.

Ein Schulfreund von mir, der, wie sein Vater, immer das unternahm, was zu der Zeit am gewünschtensten war, erzählte mir von Forschungen seines Vaters. Der Vater mit ähnlichen Neigungen für schnelle Erfolge, war ein Doktor der Medizin und praktizierender Arzt, und er hatte Himmler's, (des Reichsführers der SS,) Interesse erregt, indem er eine Hypothese entwickelt hatte, die experimentell prüfbar war. Ich traute den bisher durchgeführten Versuchen nicht.

Der Vater hatte bei seiner Arbeit reichlich Unterstützung von der Regierung erhalten und war berühmt geworden, ehe noch Erfolg zu verzeichnen war. Seine Idee war, daß es einen Zusammenhang zwischen der Häufigkeit des Herzversagens in modernen Kulturmenschen und der Aufnahme von minimalen Mengen herzstärkender Fingerhutextrakte (Digitalis) gäbe. Er behauptete, daß die Menschen ursprünglich immer kleine Mengen Digitalis im Trinkwasser gehabt hätten, das von den Fingerhutpflanzen in den Wäldern käme, die durch den Regen ausgelaugt einen natürlichen Infus bildeten. Nachdem nun Wälder, Digitalispflanzen und Regenwasser jetzt eine nur geringe Rolle im menschlichen Leben spielten, kam es zum Mangel minimaler Digitalismengen in der Nahrung, und das unterstützte das Auftreten von Herzversagen. Um den Mangel zu beheben mußte man nur geringe Mengen Digitalis dem Essen zusetzen.

Die Idee war Himmler sympathisch, da er immer an eine mysteriöse Rolle der "Natur" im menschlichen Leben geglaubt hatte. Es war ein attraktiver Gedanke zu glauben, daß man durch geringe Zusätze von Digitalisextrakten zum Essen Herzversagen verhindern könnte.- Man dachte ausserdem, daß auch andere Pflanzen durch Digitalismangel geschädigt würden, und daß man deshalb mit Digitalis düngen sollte. Auch das konnte man nachprüfen.

Aber fürs Erste profitierte der Vater meines Freundes und verschiedene Andere kräftig von der unbewiesenen Idee: Sie verschrieben ihren Patienten Nahrung, die etwas Digitalis enthielt und hatten großen Zulauf. Himmler war davon überzeugt, daß eine Art Rückkehr zur Natur Menschen heilen konnte und benutzte seine Macht und Einfluß, um entsprechende Forschung und Behandlung gut geldlich und auch sonst zu unterstützen.

Es schien mir, daß es möglich sein sollte eine solche Hypothese zu widerlegen oder wahrscheinlich zu machen; allerdings hatte ich damals noch keine Vorstellung von den Schwierigkeiten, die so etwas machte. So ging ich an die Arbeit, tränkte Reihen von Pflänzchen mit Digitalis Aufgüssen, die ich aus im Garten gezogenem Fingerhut bereitete. Reihen von Kontrollpflanzen erhielten die gleiche Behandlung, nur wurde das Digitalis weggelassen. Nach wenigen Wochen wog ich die Pflänzchen auf der Waage des Großvaters, maß die Dicke von Blatt, Stamm und Wurzel unter dem Mikroskop. Ich überzeugte mich schließlich davon, daß, wenn es eine Wirkung überhaupt gab, sie nicht so einfach wie vermutet war. Auch lernte ich, daß sehr viele Experimente nötig waren, wenn man eine Hypothese widerlegen wollte.

Wie Vieles zu der Zeit, so nahm auch die Unternehmung des Vaters des Freundes ein schlechtes Ende. Als das Dritte Reich zum Ende kam, und als die grausamen Taten Himmlers bekannt wurden, waren auch alle seine Mitarbeiter schwer kompromittiert. Der Vater meines Freundes, der wohl nichts Böses beabsichtigt hatte, aber von der Möglichkeit einer schnellen wichtigen Entdeckung bezaubert war, sah was ihm bevorstand: all seine Arbeit würde angegriffen und verdammt werden. Schließlich beging er Selbstmord, um den Konsequenzen zu entgehen. Ich glaube, daß es bei ihm mehr Schwäche und Eitelkeit als Bösartigkeit war, aber es war nicht mehr rückgängig zu machen. Niemand spricht heute mehr von den wohltätigen Wirkungen kleiner Digitalis Dosen.

Wohl die wichtigste Entdeckung meiner Laufbahn als Wissenschaftler war die Beobachtung, daß netzbauende Spinnen die Wirkung psychotropischer Substanzen im Netzmuster zeigen. Dies war mehrere Jahre nach den oben geschilderten Ereignissen; und es führte zu über 100 wissenschaftlichen Veröffentlichungen auf Deutsch, Englisch und Französisch und zu drei Büchern. Es füllte einen großen Teil meines Berufslebens aus und trug zum Erfolg bei.

Als ich mit netzbauenden Spinnen zu arbeiten begann, hatte ich das Gefühl, daß etwas in mein Leben gekommen war, auf das ich schon gewartet hatte. Ich blieb lange dabei, obwohl viele Bekannte es als unwesentlich und engstirnig kritisierten. Wenn ich jetzt zurückschaue, so scheint mir, daß Durchhalten in dieser Forschung richtig war, da sie mich interessierte und bezauberte, und ich daher gute Arbeit leistete. Wenn man sich von einem Problem mitgerissen fühlt, arbeitet man wohl am besten.

Im Folgenden zitiere ich Teile aus "The Story of the Drug Web", dem ersten Kapitel des Buches "A Spider's Web; Problems in Regulatory Biology", das ich mit Dr. Charles F. Reed und Dr. David B. Peakall zusammen geschrieben habe; es ist 1968 bei Springer in Berlin veröffentlicht worden.

Im Jahre 1948 fragte Professor Hans M. Peters, Professor der Zoologie in Tübingen, um Rat beim Pharmakologischen Institut der Universität an. Er hatte versucht Spinnen während dem Netzbau zu filmen; der Bau startet meist gegen 4 Uhr morgens, einer ungünstigen Stunde für die Arbeit einer Film Mannschaft. Man hoffte, daß man mit Hilfe anregender Medikamente die Netzbauzeit verschieben könnte. Zu der Zeit untersuchte ich gerade eine Reihe von Substanzen, die hauptsächlich die Funktion des Zentral Nerven Systems anregten. Ich empfahl den Gebrauch von Strychnin, dextro-Amphetamin und Morphinum für einen ersten Versuch, das Verhalten der Tiere zu verändern. Diese Tiere waren noch nie bezüglich der Reaktion auf Medikamente geprüft worden. Professor Peters berichtete sehr bald, daß die Substanzen die Netze entstellten, aber sie waren zur üblichen Zeit gebaut worden. Man machte einen Film von einer Spinne, die ein Netz nach dextro-Amphetamin baute, ein Netz, das höchst unregelmäßig herauskam.

Die Experimente wurden für den Zoologen uninteressant, aber sie erregten das Interesse der Psychopharmakologen. Die Methoden für Netzphotographie und Vermessung der Netze waren bereits von Peters entwickelt worden. Ich fand auch bald heraus, daß es nicht schwierig war, Spinnen Medikamente durch den Mund einzuflößen. Es hing teilweise vom Lösungsmittel, z.B. Zuckerwasser, ab. Schließlich haben Spinnen eine präorale Verdauung und trinken das verflüssigte Futter. Da zu dieser Zeit Methoden zum Messen der Wirkung von Substanzen auf das Verhalten nur spärlich entwickelt waren, und sie nur selten quantitative Auswertung zuließen, war eine neue Methode verlockend. Veränderungen, die nach Substanzgabe auftraten, konnten als spezifisch indentifiziert werden. Bald wurde es auch klar, daß selbst schwer gestörte Tiere irgendein Netz bauten.

Als erste Substanzen wurden Koffein, Amphetamin, Skopolamin und Strychnin ausprobiert. Man beobachtete statistisch signifikante Veränderungen in besonderen Netzproportionen. Netzphotographie und Netzmessung wurden standardisiert, und man konnte Kontrollen mit Zuckerwasser mit Substanzen statistisch vergleichen. Während der folgenden Jahre konnte die Methode ständig verbessert werden.

Obwohl es schien, daß der Test als Methode gut zwischen verschiedenen Drogen unterschied, blieb er als Forschungsinstrument unbefriedigend. Man konnte nur zwischen verschiedenen Substanzgruppen unterscheiden, aber man fand nichts über den Wirkungsmechanismus der Substanzen heraus. Man gab eine unbekannte Substanz ~~zu~~ einem im wesentlichen unbekannten Tier, und die Resultate waren immer überraschend, aber nicht immer verständlich. Selbst ausführliche Übersichten waren schwierig, weil so enorm viele Messungen und Rechnungen vorgenommen werden mußten. Zum Beispiel enthielt ein Netz einer erwachsenen Kreuzspinne, *Araneus diadematus* Cl., mit der wir am meisten arbeiteten, meist etwa 35 Radian und 40 Spiralumgänge. Das heißt daß die Fangzone des Netzes (unter Ausschluß der Rahmen- und Verankerungsstrukturen) etwa 1,400 Kreuzungspunkte enthalten konnte, wo Faden mit Faden verschmolzen ist; all dies sind mögliche Meßpunkte.

Für statistische Vergleiche sollte man etwa 20 Netze vor mit 20 Netzen nach Substanzgabe vergleichen; das heißt Messung von 26,000 Punkten in je zwei Koordinaten. Von solchen Maßen kann man charakteristische Netzeigenschaften ableiten, wie Größe, Regularität und Form, und Dichte der Feinstruktur, mehrere von jeder Sorte. Solch Vorgehen verlangt ausführliche Manipulation aller Zahlen. Um Zeit und Arbeit zu sparen, reduzierten wir die Maße zu einer Zahl, die ein Maximum von Information enthielt, und dabei ein Minimum von Überschneidungen, und wir sortierten für jede Substanz die Maße aus, die am meisten verändert waren. Der Nachteil solcher Sparsamkeit war, daß man kaum die Ergebnisse mit verschiedenen Substanzen miteinander vergleichen konnte.

Es gab eine wichtige Anwendung: Man konnte den Test als biologische Methode verwenden, um fremdartige aktive Substanzen im Körper von Geisteskranken zu identifizieren. Man diskutierte zu der damaligen Zeit immer wieder, daß akute Halluzinationen von Geisteskranken den Substanzeffekten so ähnlich sahen, daß sie einer Fremdschubstanz im Körper des Patienten zugeschrieben werden konnten. Substanzen wie LSD 25, das in unglaublich kleinen Mengen im Körper aktiv war, 40 microgramm/Patient, oder Mezkalin, Adrenochrom und andere, die halluzinatortische Episoden in gesunden Menschen verursachen, waren mögliche abnormale Stoffwechselprodukte in Kranken. Wenn man eine Substanz in einem Patiuenten finden konnte, die im Gesunden nicht vorhanden war, war man halbwegs daran eine Behandlungsmethode von Geisteskranken zu finden. Da zu dieser Zeit alle Behandlung auf Ausprobieren basierte, hauptsächlich mit dem Ziel ein Symptom zu erleichtern, schien die Möglichkeit eine chemische, kausale Behandlungsmethode zu finden sehr aufregend.

Bald begannen ich und andere Experimente, die zeigen sollten, ob in den Körperflüssigkeiten (Blutserum, Hirn- und Rückenmarksflüssigkeit, Urin) von akut halluzinierenden psychiatrischen Patienten "abnormale" Substanzen mit dem Spinnentest entdeckt werden konnten. Ich arbeitete mit Professor Manfred Bleuler eng zusammen, der Direktor der Züricher Psychiatrischen Klinik war. Ein Mal dachten wir, daß wir eine Fremdschubstanz in einer psychiatrischen Patientin gefunden hätten; bei näherer Analyse stellte sich heraus, daß die Patientin ein Medikament erhalten hatte, das wir nun wiedergefunden hatten. Sensationelle, sich widersprechende Berichte erschienen in Canada, der Schweiz und den Vereinigten Staaten, die Befunde beschrieben, die niemand anders bestätigen konnte. Der Durchbruch, den solche Ergebnisse bedeutet hätten, war so wünschenswert, daß Resultate gesehen wurden, wo keine waren.

Weitere Versuchsreihen wurden dann nicht mehr durchgeführt, weil die Fähigkeit genügend Tests auszuführen über die Kapazität der meisten Laboratorien hinausging. Viele negative Resultate wurden, wie üblich, nicht veröffentlicht. Zur Widerlegung der Hypothese hätte man viele Fraktionen aller Körperflüssigkeiten in mehreren Konzentrationen mit vielen Tieren durchführen müssen: eine zu große Aufgabe.

Zur Zeit, im Jahr 1991, ist nichts Definitives gefunden worden. Wenn man die Fortschritte der modernen Biochemie betrachtet, scheint heute direkte chemische Analyse dem biologischen Test vorzuziehen zu sein.

In den nächsten Jahren wurden eine Reihe von Experimenten durchgeführt, die weiter die Veränderungen in Substanznetzen erklären sollten. Man mußte zum Beispiel herausfinden, ob junge oder alte Spinnen bessere Versuchstiere wären. Auch wollte man wissen, welche Spinnenart sich für Versuche am besten eignete. Würden häufig verwendete Spinnen mit nur 6 oder 7 Beinen anders reagieren? Man fand dabei immer mehr über das Funktionieren des Zentral Nerven Systems der Spinnen heraus, seine Anpassungsfähigkeit und vorhandenen Reserven und Hilfsmechanismen. Diese Fragen schienen mir alle biologisch wichtig, und ich hatte Freude herauszufinden, wie die Natur diese kleinen Tierchen ausgerüstet hatte.

Wenn man die Netzgeometrie wieder und wieder untersucht, vergißt man leicht, daß beim Bau das Vorhandensein von genügend Material (der Seidenvorrat in der Spinndrüse) wichtig ist, und daß das Netzmuster auch davon abhängt. Wie reagiert eine hungernde Spinne? Sie könnte weniger Seide produzieren und nun einen dünneren Faden bauen, oder sie kann kleinere Netze machen, oder sie kann das Netz weitmaschiger anlegen. Wenn Futter knapp ist, können verschiedene Regulationen einsetzen, die weitere Nahrungsversorgung gewährleisten: die Neigung nun Seide zu sparen steht die Notwendigkeit einer maximalen Falle für fliegende Beute gegenüber. Wie Peakall schreibt: "Kein Netz, kein Futter!"

Ich unterbrach das Schreiben eines Artikel über Umwelteinflüsse auf den Netzbau, um die Wirkung von Aushungern auf das Netz zu prüfen. Zu meiner Überraschung hatten zwei Wochen zwar⁴ einen starken Körpergewichtsverlust zur Folge, aber die Tiere zeigten keine Veränderungen im Netzbau. Man konnte schließen, daß Körpereiweiß für Seidenproduktion geopfert worden war, denn der tägliche Bau eines grossen Netzes zum Beutefang war wichtiger als alles Andere.

Weiteres Aushungern hatte weitmaschigere Netze zur Folge. Es wurde eine maximal große Falle gebaut, wobei der Fang kleinerer Beutetiere der Notwendigkeit zu sparen geopfert wurden. Weniger Seide war benutzt worden, aber die Falle war von voller Grösse.

Erst fortgesetzter Hunger veranlaßte Netzschrumpfung, und ein weitmaschiges, kleines Netz wurde noch lange gebaut. - Wenn man wieder anfang zu füttern, nahmen die Tiere rasch an Gewicht zu, aber es dauerte lange (Wochen), bis die Netze zur alten Grösse zurückkehrten. - Dies war eine der typischen Analysen eines Naturvorganges, der mich aufregte. Ich fühlte mich dabei wie ein Detektiv, der einer Wahrheit nachspürt, und dann das Gefundene interpretiert.

verschiedenen Konzentrationen gemessen werden und zu verschiedenen Zeiten nach der Applikation. Ich werde nie den Augenblick vergessen, als in einer Vorlesung über neu eingeführte Computer Dr. Charles Read, der vor mir saß, sich umdrehte und verachtend, daß Computergebrauch das Problem der Verwendung großer Mengen von Heizzahlen lösen konnte. Wir beschloßen es auszuprobieren und sicherten uns die Hilfe eines jungen Mannes von IBM, Bob Jones, um für uns das erste Programm zu schreiben.

Wenn man Seidenmenge messen will, muß man sich klar darüber sein, daß es verschiedene Seidenarten gibt, die in verschiedenen Drüsen hergestellt werden. Dies kann man nur mit biophysikalischen und biochemischen Methoden untersuchen. An dieser Stelle kam Dr. David Peakall zu den Spinnenforschungen; er wurde auch ein guter Freund. Mit seiner Ausbildung in Eiweißchemie begann er Seidenproduktion in den Drüsen zu untersuchen. In einer Reihe von Experimenten zeigte er die Anwesenheit eines regulatorischen Mechanismus an den Seidendrüsen. Azethylcholin-Cholinesterase auf der Drüsenoberfläche regulierte die Geschwindigkeit der Seidenproduktion, wahrscheinlich durch einen nervösen Mechanismus. Außerdem war die Geschwindigkeit der Seidenproduktion von der Drüsenfüllung abhängig. Kurz nach dem morgendlichen Netzbau begann schnelle Seidenproduktion in den Drüsen; sie wurde langsamer während des Tages und hörte gegen Abend beinahe ganz auf.

Ein anderes Problem, das Dr. Peakall untersuchte, war die Zusammensetzung der verschiedenen Seidenarten. Man hatte in der Literatur über Seide einer Spinne berichtet, ohne zu berücksichtigen, daß verschiedeartige Fäden zum Beispiel zu einem Netz beitragen. Es gibt da den klebrigen Faden der Fangspirale, den Strukturfaden für Radius und Rahmen, und die Spezials substanz, die der Befestigung von Fäden in Platten dient.

Unter Anderem erlauben diese Studien die Untersuchung des Zusammenspiels einer Variablen (Netzbau) mit einem biochemischen Mechanismus (Seidensynthese), und das könnte die Spinne als nützliches Modell für solche grundlegenden Untersuchungen einführen.

Wie schon früher erwähnt war einer der begrenzenden Faktoren in Substanz= wie auch anderer Netzuntersuchungen die Fülle der Zahlen die manipuliert werden mußten. Viele Netze müssen gemessen werden, um zuverlässige statistische Resultate zu erhalten, die dann mit Substanzveränderungen verglichen werden müssen. Jede Substanz mußte in verschiedenen Konzentrationen gemessen werden und zu verschiedenen Zeiten nach der Applikation. Ich werde nie den Augenblick vergessen, als in einer Vorlesung über neu eingeführte Computer Dr. Charles Reed, der vor mir saß, sich umdrehte und vorschlug, daß Computergebrauch das Problem der Verwendung großer Mengen von Meßzahlen lösen könnte. Wir beschlossen es auszuprobieren und sicherten uns die Hilfe eines jungen Mannes von IBM, Bob Jones, um für uns das erste Programm zu schreiben.

Dr. Reed ist ein Psychologe, der besonders an mathematisch-statistischen Methoden interessiert ist, die man zur Lösung biologischer Probleme verwenden kann. Er begann sich sogleich für Spinnennetze zu interessieren; zu dritt, -Reed, Jones und Witt, -entwickelten wir das erste Computer Programm zur Netzanalyse. Dies Programm wurde später ausgebaut und verändert, besonders auch vereinfacht, sodaß man es anderen Forschungslaboratorien zum Gebrauch schicken konnte. So war es möglich an verschiedenen Stellen vergleichbare Netzanalysen durchzuführen. Mit dem Programm konnten wir die Anzahl der Meßnummern so reduzieren, daß wir nicht mehr tausende von Punkten in jedem Netz messen mußten. Man kann nachher nicht mehr die Beiträge jedes Einzelnen von denen der Anderen trennen; wir arbeiteten zusammen, ohne uns als Besitzer der Teile zu fühlen. Daher erschien auch das erste Buch in Englischer Sprache über Spinnennetze mit 3 Autoren: Witt, Reed, Peakal: A Spider's Web.

Obwohl die Methode nun recht bequem war, wonach Netze der vorangehenden Nacht am Morgen ausgesucht wurden, das Muster photographiert wurde, und später die Fäden vermessen wurden, fand man bald heraus, daß man zusätzliche Informationen über den Netzbau brauchte. Wieder stellte es sich heraus, daß der Netzbau am frühen Morgen das Arbeiten schwierig machte. Der Faden kommt sehr dünn, beinahe unsichtbar aus der Drüse, und die Spinnen verlegen ihn mit den Beinen in rasendem Tempo. Daher versuchten wir Spinnen beim Netzbau zu filmen. Der austretende Faden mußte sichtbar gemacht werden, wie er aus der Drüse kommt und vom Tier befestigt wird. 1966 machten wir die ersten Filmbilder mit der Hilfe von Terry Barnum aus Syracuse. Die Bilder wurden projiziert und verlangsamt und Alles gemessen und analysiert.

Filmen wurde besser, als nach 1968 die Körnung der Filme kleiner und empfindlicher wurde. Fäden wurden nun sichtbar, wenn die Spinne vor einem dunklen Hintergrund von der Seite beleuchtet baute. Plötzlich waren bis dahin verwendete Sprayfarben oder Puder (Rauch) nicht mehr nötig.

Jahreszeit zu erwischen, Tiere, die gerade taten, daß sie tagliche Netzbauer waren. Wir hängten kleine Rahmen, mit Spinnen in der Ecke sitzend, in Laborkäfige in Reihen auf. Lichter, Gitter und Hintergrund waren auf Wägen - sodaß sie vor und hinter das Netz geschoben werden konnten ohne den Rahmen zu erschüttern, wenn der Netzbau begann. Auch gelang es uns einige besonders schöne Aufnahmen von Netzbau im Freien am Teich in England zu machen während die Sonne aufging. Diese Bilder dienten später als Einleitung zu dem Laborkäfigfilm.

Ein Photograph kam, vom National Geographic Magazin gesandt, zum Laboratorium; er sollte für einen Artikel im Magazin Spinnen beim Netzbau aufnehmen. Sein Name war Laurence Salzmann. Nachdem er sehr gute Aufnahmen für das Magazin gemacht hatte, ließ er mich wissen, daß er daran interessiert wäre Spinnen beim Netzbau zu filmen. Er hatte das technische Können, sah die besonderen Probleme und fand die Aufgabe lohnend. Ich begeisterte mich für den Plan und versuchte die nötigen Mittel zusammenzubringen. Ich schrieb an verschiedene Stiftungen, die meine Arbeiten ein Mal unterstützt hatten. Ich erläuterte, daß man mit einem solchen Film Schulkindern und Studenten Tierverhalten erklären könnte, und man könnte ihn zur Forschung benutzen. Alle Antworten waren negativ, und ich beschloß den Film selbst zu finanzieren. Salzmann war bereit umsonst zu arbeiten, bis wir das Geld verdient hatten. Um es vorauszunehmen, so hatten wir in weniger als einem Jahr die Herstellungskosten durch Filmvermietung und Verkauf herausbekommen. Aber zuerst kamen zwei Jahre harter Arbeit, während denen wir den Netzbau Stück für Stück filmten.

Eine Schwierigkeit war die Abhängigkeit des Netzbaus von der Jahreszeit: die regelmäßigsten Baumeister sind mittelalte Weibchen, die im Herbst oder Frühjahr geboren sind und während des Sommers heranwachsen. Sie bauen täglich große Netze aus dem einfachen Grund, daß sie viel Futter für die Entwicklung der Eier brauchen. Während der ganzen Filmzeit kämpften wir mit der ungünstigen Zeit, nämlich daß Netze nur am frühen Morgen gebaut werden. Dies war schließlich ein Grund für die Entdeckung der Substanznetze gewesen.

Manchmal sah es so aus, als ob die Spinnen sorgfältig vermieden gefilmt zu werden: nachdem wir die ganze Nacht gewacht hatten, gingen wir eine halbe Stunde zum Frühstück, nur um zu fertig gebauten Netzen zurückzukehren. Mit Ausdauer entwickelten wir Methoden, um den flüchtigen Vorgang zu erwischen und im Film festzuhalten.

Wir lernten es, Spinnen im besten Alter zur besten Jahreszeit zu erwischen, Tiere, die gezeigt hatten, daß sie tägliche Netzbauer waren. Wir hängten leere Rahmen, mit Spinnen in der Ecke sitzend, im Laboratorium in Reihen auf; Lichter, Camera und Hintergrund waren auf Rädern, sodaß sie vor und hinter das Netz geschoben werden konnten ohne den Rahmen zu erschüttern, wenn der Netzbau begann. Auch gelang es uns einige besonders schöne Aufnahmen vom Netzbau im Freien am Teich in Knightdale zu machen während die Sonne aufging: diese Bilder dienten später als Einleitung zu dem Laboratoriumsfilm.

Der Zeitfaktor blieb bis zum Ende ein überwältigendes Problem; aber obwohl Herr Salzmann und ich verschiedene Ansichten über den Ernst eines Aufbleibens mitten in der Nacht hatten, ließen wir beide nicht nach. Am Ende hatten wir ausreichend Material für einen Film, und wir brauchten nur noch die Frage des Formats zu lösen. Der Vorgang des Spiralbaues nimmt 80% der Netzbauzeit in Anspruch, und das zu beobachten sieht wie immer das Gleiche aus und ist geradezu langweilig. Wir entschieden uns schließlich, verschiedene Grundideen getrennt zu illustrieren. Der Titel "Life on a Thread" wurde als eingängig gewählt, und als Erklärung dazu "Eine Einleitung in die Erforschung des Verhaltens, am Beispiel der netzbauenden Spinne." Ich entwarf ein 8 seitiges Heftchen, das mit dem Bild eines Kindes das die netzbauende Spinne beobachtet illustriert war, einer Zeichnung meiner Tochter Mary. Das Heftchen erklärte die 8 Teile des Filmes, und darauf folgte eine ausführliche Liste von Arbeiten, die dem Lehrer in weiterem Studium der angeschnittenen Probleme helfen sollte. Ich wollte es leicht machen, den Film im Lehren von Verhaltenskursen zu benutzen.

Der erste Teil heißt: "Verhalten geschieht zu bestimmter Zeit an bestimmtem Ort"; man sieht den Teich in Knightdale, die aufgehende Sonne, und eine Spinne, die die letzten Fäden an einem Netz im Gebüsch spinnt. Man weiß nur wenig über die Standortwahl von Netzen, und das Problem der Zeit ist bereits diskutiert. Wir nahmen ein besonderes Tonband von Vogelsang am Morgen auf, das den Sonnenaufgang begleiten sollte, und das prompt verloren ging. Schließlich benutzten wir ein kurzes Stück Vogelsang mehrmals hintereinander, - eine Unvollkommenheit des Films, die das Arbeiten mit begrenzten Mitteln illustriert. Nachdem wir für das Spinnen eine akustische Begleitung mit Musik oder Trommelschlägen erwogen hatten, benutzten wir schließlich lange lautlose Perioden, während denen die Beschauer ungestört den Vorgang beobachten konnten. Von Zeit zu Zeit sollte eine kurze Bemerkung auf das zu Beobachtende hinweisen. Ich sprach ohne Vorbereitung in ein Mikrophon, während ich den Film ablaufen sah; und das erwies sich als eine gute Methode das Interesse zu erhalten. Der Zuschauer hat öfter das Gefühl, daß er ein Detail selber entdeckt.

Der zweite Teil des Films zeigt eine Spinne, die ihr Netz im Laboratorium baut. Im Kommentar wird betont, daß die Beobachtung im Laboratorium Vorteile gegenüber der Freiluftbeobachtung bietet, denn man kann die Umwelt systematisch manipulieren. Dadurch kann man Umweltfaktoren isolieren, und man kann den Einfluß solcher Faktoren auf das Verhalten identifizieren. Man lernt dabei mehr über den Netzbau als durch einfache Beobachtung.- Wenn man die relativ kleinen Spinnen mit Elephanten vergleicht, sieht man was Spinnen für vergleichsweise einfache Versuchstiere sind, um Grundregeln des Verhaltens zu studieren. Vergleich der Netzmaße überzeugt, daß es keinen erkennbaren Unterschied zwischen der Struktur die außen gebaut wurde und der im Laboratorium gibt.

Im dritten Teil wird die Möglichkeit des Films benutzt, die Bewegungen zu verlangsamen und zu beschleunigen. Man kann dabei Phänomene beobachten, die bei Normal Geschwindigkeit unsichtbar sind. Drei Geschwindigkeiten werden verwendet: die Verlangsamung erlaubt einzelne Beinbewegungen der Spinne zu verfolgen, Legen des Fadens und Drehen des Körpers. Bei Normal Geschwindigkeit entgehen einem diese Details. Andererseits zieht der schnell laufende Film, in dem die Spinne hin und her rast, Phasen des Netzbaus in Bewegungsmuster zusammen, die in dieser Phase wiederholt werden, und die mit anderen Phasen wie Radius- und Spiralbau verglichen werden können. Diese Beobachtungen werden in den nächsten zwei Abschnitten des Films ausgefüllt, wenn wir über Bewegungen zweiter und dritter Ordnung sprechen. Dabei wird jede Bewegung oder Bewegungskombination immer wiederholt.

In dem 6. Teil des Films werden die Ergebnisse sehr interessanter Störungsexperimente gezeigt: die Seide wird z.B. vor oder hinter der Spinne zerschnitten, gerade nachdem sie den Faden gelegt hat. Die Reaktion des Tieres auf solche Störung ist gefilmt, und man kann aus der Reaktion dann auf die Kodifikation des Verhaltens im Gehirn des Tieres schließen. Wenn ein vollendeter Netzteil plötzlich fehlt, kann das Tier ihn entweder ersetzen, oder es kann ihn unvollendet lassen und einfach weiterspinnen. Die Reaktion hängt unter Anderem von der Zahl der Störungen ab. Wenn man bedenkt, daß in der Natur viele Störungen durch Vögel, Wind etc. beim Netzbau stattfinden, muß man die Art bewundern, wie das Tier damit fertig wird. Gewöhnlich wird selbst unter schwierigsten Umständen irgendeine Art Netz gebaut. Dies ist nicht so verwunderlich, wenn man bedenkt, wie wichtig diese Futterfalle für das Überleben der Spinne ist. Irgendeine funktionierende Struktur muß da sein, um den Baumeister am Leben zu erhalten.

Im siebenten Teil zeigen wir die Funktion des Netzes als eine Falle für fliegende Beute. Die Eleganz des Netzbauverhaltens und die Entdeckungen in den Stör-Experimenten läßt einen leicht vergessen, daß das Endprodukt eine wichtige und hochspezialisierte Funktion hat: es fängt nämlich sämtliches Futter für den Bauer. Das Tierchen, das weder gut sehen kann, noch kann es fliegen, dehnt seinen Tastsinn durch das Netz über ein weites Gebiet aus. Die Fliege, die sich durch Sehen orientiert, wird in der beinahe unsichtbaren Struktur gefangen; sie wird von der Spinne gefunden und eingehüllt, indem diese ihren Weg fühlt. Große Mengen chemischer= (Seidensynthese) und Bewegungsenergie (Netzbau) werden verbraucht, um viele Meter Seide zu verteilen; um zu überleben, muß die Spinne all diese Energie wiedergewinnen- und mehr. Wir beobachten wie die Überlebens-Bedingungen optimalisiert sind.

Im letzten Teil werden Aufzeichnung und Messung des Netzbauers erklärt, Befunde werden analysiert, und ein kurzer Blick wird auf abnormales Netzbauen unter Drogen geworfen. Wir zeigen Bilder von gestörten Netzen, die von Tieren unter Substanzeinfluß gebaut wurden: das Verhalten war verändert.

Um zur Geschichte der Laboratoriumsforschung zurückzukehren, so findet man Untersuchungen, die das Netzmuster, seine Herstellung und Gebrauch erläutern. Dabei wird nicht nur Spinnenverhalten beobachtet, sondern auch Grundprobleme vom Verhalten Wirbelloser werden aufgeklärt. Wir haben die Beziehung bestimmter Gehirnregionen zum Bauverhalten zu bestimmen versucht. Jahrelang produzierten wir im Laboratorium kleine Läsionen (0,02 mm Durchmesser) mit einem Laserstrahl im Zentralnervensystem. Dies wurde mit Hilfe eines Physiker-Freundes Dr. Frank Tittel ausgeführt, der zu der Zeit in den General Electric Laboratorien in Schenectady nahe Syracuse arbeitete. Man kann die Netze abbilden, ehe Läsionen gemacht werden, und man kann sie mit Netzen derselben Tiere vergleichen, nachdem sie Läsionen erlitten haben. Die Verschiedenheit der Netze wird mit der Lage der Läsion verglichen. Dadurch kann man eine bestimmte Funktion lokalisieren.

Eine andere Methode zur Erforschung von Spinnen-Verhalten wurde vom Französischen Mitarbeiter Louis LeGuelte angewendet. Er wollte speziell herausfinden, welche Rolle Erfahrung für das Tier spielte. Die Spinne Zilla sitzt für gewöhnlich in ihrem Schlupfwinkel. Sobald sie in das Netz durch eine Fliege gelockt worden ist, kann man den Rahmen mit Netz umdrehen, sodass der Schlupfwinkel statt oben nun unten liegt. Das Tier ist zuerst verwirrt, aber bei Wiederholung findet es den richtigen (neuen) Weg schneller und schneller. Solche Veränderung hängt von der Zahl der Versuche ab, und wie die Versuche zeitlich getrennt sind. Auf diese Weise kann man das Niederlegen einer Gedächtnisspur quantitativ bestimmen und man kann die Zeit messen, die nötig ist, um solche Spur wieder auszulöschen.

Es war mir immer ein besonderes Bedürfnis, meine Überraschung und Begeisterung über Spinnen, Spinnennetze und andere Naturwunder interessierten Leuten mitzuteilen. Dies entspricht dem Zug, den ich in meinem Urgroßvater und Großvater Witt beschrieben habe, Männer, die sogar ihre Reisetagebücher veröffentlichten. Ein Film ist nur einer der Methoden, durch die man seine Ideen formulieren und Befunde beschreiben kann. Ich habe über 150 Veröffentlichungen über meine Forschungen in wissenschaftlichen Zeitschriften drucken lassen. Nur wenige davon werden heute noch gelesen oder zitiert. Und es kommt vor, daß ich eine gerade veröffentlichte Arbeit von einem jungen Wissenschaftler lese, die das Gleiche berichtet, das ich vor 20 Jahren beschrieben habe. Ich habe 3 Bücher geschrieben oder herausgegeben, die mit meiner Arbeit zusammenhängen, das erste auf Deutsch, die beiden anderen auf Englisch, und dabei hatte ich immer sehr gute Mitarbeiter. Ganz besonders habe ich immer Vorlesungen für Studenten genossen. Darauf folgten gewöhnlich Frage und Antwort Perioden, von denen ich besonders profitierte, weil sie neue Gesichtspunkte herausbrachten. Ich bin überzeugt, daß Gedanken und Befunde in der Wissenschaft, wie in allen anderen menschlichen Unternehmungen, unnütz sind, wenn sie nicht bestmöglich mitgeteilt werden. Und man sucht während der ganzen beruflichen Laufbahn nach dem besten Weg, wirksam das Gefundene zu verbreiten. Ich glaube, daß meine Erfahrungen mit Mitteilungen wichtig genug sind, um im Folgenden diskutiert zu werden.

Wohl der mühsamste und ungeschickteste Weg einen Befund mitzuteilen ist meiner Meinung nach durch Veröffentlichung in einem wissenschaftlichen Journal. Ehe es gedruckt werden kann, wird jedes Manuskript erst gelesen und beurteilt von "Experten", die bereit sind es zu ergänzen und zu verändern. Manchmal dauert es ein bis zwei Jahre von der Zeit, wo eine Arbeit eingesandt wird, bis sie im Druck erscheint. Das ist nicht immer so gewesen.

Zu der Zeit, als ich in Deutschland zu arbeiten anfang, mußte der allmächtige Professor und Institutsvorstand seine Zustimmung zu einer Veröffentlichung geben, ehe sie einer Spezialzeitschrift gesandt werden konnte. Auf die schriftliche Empfehlung des Professors hin wurde die Arbeit im Allgemeinen akzeptiert und gedruckt. Obwohl dies System die jungen Wissenschaftler von den älteren abhängig machte, war es nicht schlecht, denn man stand dem Beurteiler nahe, kannte seine Vorlieben, und man konnte schnell Veränderungen und Verbesserungen vornehmen. Manchmal gab es ärgerliche Verzögerungen, wenn der Professor z.B. auf einer längeren Reise war.

In den Vereinigten Staaten,- und heutzutage wohl beinahe überall in der wissenschaftlichen Welt,- hat jedes Journal eine Gruppe von Beurteilern, die dem Herausgeber ihre Berichte über eine Arbeit zusenden. Dieser nun fühlt sich verantwortlich, das Qualitätsniveau der Zeitschrift zu erhalten,- oder was er als Qualität ansieht. Dies System habe ich nicht nur umständlich gefunden, sondern auch recht willkürlich, und es schließt die wissenschaftliche Literatur von neuen und ungewöhnlichen Gedanken oft aus. Das System sorgt auch für eine Gleichheit des Stils, die, um es milde auszudrücken, sehr langweilig ist. Man hat den Verdacht, daß Beurteiler und Herausgeber sich für diese Tätigkeit gemeldet haben, weil sie in eigener Forschung unausgelastet sind und so freie Zeit haben. Ich habe wohl mehr als meinen gerechten Anteil von Zurückweisungen und Korrekturen bekommen und direkte Weigerungen zu veröffentlichen, weil ein ungewöhnliches Thema wie Spinnen, Substanzwirkungen in Wirbellosen (Medikamente sind Menschen vorbehalten!?), und Netzanalysen schwer begreifbar sind. Es passierte, daß ein Journal eine Arbeit als "unwichtig" ablehnte, während die gleiche Arbeit von einem anderen Journal begeistert angenommen wurde, was Zweifel über die Objektivität des Vorganges aufkommen läßt. Man muß sich daran erinnern, daß der ungewöhnlichste Gedanke oder Methode dasjenige sein kann, was den größten Fortschritt bringen kann. Ein System, daß Ungewöhnliches ablehnt, ist nach meiner Ansicht ungeeignet für die Wissenschaft.

Trotz aller Schwierigkeiten fand jede Arbeit, die ich schrieb und auf deren Veröffentlichung ich bestand, ihren Weg in den Druck, manchmal mit der ärgerlichen Verzögerung von mehreren Jahren. Von Zeit zu Zeit erschienen neue Journale, die Platz für ungewöhnliche Ideen hatten, die nicht in das Vorhandene gepaßt hatten. Solche Journale baten häufig um Spinnen-Medikament Arbeiten.

Ich habe bereits erwähnt, daß das gegenwärtige System auf standardisierter Sprache besteht. Von früher erinnere ich mich noch, daß Arbeiten mit sehr persönlichem Stil erschienen; manchmal war es eine Freude, solche zu lesen. So etwas passiert nicht mehr, und nichts unterbricht die langweilige Gleichmäßigkeit des von Herausgebern genehmigten Stiles. Ich genoß es besonders, wenn ich einen Brief von einem Herausgeber erhielt, der einen Beitrag erbat. Unter diesen Umständen konnte man gewöhnlich Inhalt, Stil, Gesichtspunkt und Format wählen. Einige meiner Arbeiten, die jetzt noch häufig gelesen werden, gehören zu diesen.

Ich erinnere mich an einen Vorfall, der die Willkür im Herausgeben von Arbeiten illustriert: Das vielgelesene Journal Science trat an mich heran mit der Bitte um einen Leitartikel über Spinnen. Ich schrieb zusammen mit Dr. Reed einen Übersichtsartikel über Netze und wie man sie mißt. Das Manuscript wurde an Dr. Abelson gesandt, der zu der Zeit der wohlbekannte und respektierte Hauptherausgeber von Science war. Zwei Mal erhielt ich das Manuskript von einem Hilfsherausgeber zurückgeschickt, wobei Vorschläge für Veränderungen gemacht wurden. Als ich schließlich die Korrekturbogen erhielt, fiel ein Stück Papier heraus, das zufällig da hineingeraten war. Auf dem Papier hatte Dr. Abelson den Hilfsherausgeber klar wissen lassen, daß er unter allen Umständen die Arbeit schnell drucken lassen sollte, selbst wenn ich nicht den vorgeschlagenen Veränderungen zustimmte. Er war offensichtlich der Ansicht, daß die "Verbesserungen" nicht so wesentlich waren.

Als Beispiel von Arbeiten, die erbeten waren, nenne ich: 1961 "Tranquilizers: experimental proof for their specific effects", die geschriebene Version meiner Nathan Lewis Hatfield Lecture in Philadelphia; 1965 "Spider-Web Building", das mit Hilfe von Dr. Reed geschrieben war und als Hauptartikel in dem vielgelesenen Journal Science erschien; 1965 "Do we live in the best of all worlds? spider webs suggest an answer", das auf Einladung eines Journals geschrieben war, das Betrachtung und Übersicht bevorzugte, nämlich Perspectives in Biology and Medicine; 1971 "Drugs alter web-building of spiders", das auf Bitte von Behavioral Science geschrieben worden war; und "Spider Webs, Design and Engineering", das ich mit dem Studenten Wesley Burgess auf Einladung von Interdisciplinary Science Reviews verfaßt hatte.- Man ist völlig befreit von Herausgebern, wenn man ein Buch schreibt. Ich habe drei Bücher geschrieben, jedes Mal unter Flüchen wegen der damit verbundenen Kleinarbeit, aber genoß dabei die Freiheit den Gegenstand, Stil und Format unbehindert auswählen zu können.

Es gibt einen völlig anderen Mitteilungsweg in der Wissenschaft, den ich für sehr wichtig halte, und dessen Existenz unter Wissenschaftlern nicht offen zugegeben wird. Dies sind Artikel von wohlausgebildeten Wissenschafts-Reportern, die über Wissenschaftler und ihre Arbeiten berichten. Es scheint mir immer, daß ich besonders oft der Gegendstand solcher Artikel war; es erschienen mehrere hundert Artikel während der 35 Jahre meiner Forschungstätigkeit. Ich habe die besten in zwei Albums aufgehoben, etwa 10%. Bei solcher Art Bericht hängt man vom Schreiber ab, der was er will behaupten kann, von oberflächlichen Halbwahrheiten bis zu Meistererzählungen. Oft werden Befunde in Worte gefaßt, nach denen man selber umsonst gesucht hat. Wissenschafts Reporter haben mich oft sehr beeindruckt, wenn sie meisterhafte Sprache mit Verständnis für die Arbeit von Anderen verbunden haben, das Ganze auf gutem Grundlagen-

Wissen aufgebaut. Ich lernte viel von den Fragen solcher Schreiber und erfreute mich an Interviews und Artikeln.

Wenn ich zurückschaue, so scheint mir ein allgemeines Mißtrauen von Wissenschaftlern gegen Wissenschafts-Journalisten zu bestehen, das ich vollständig ungerechtfertigt finde. Es sieht so aus, als ob Wissenschaftler einer Geheimgesellschaft angehören, die ihre eigene Sprache spricht und ihre Geheimnisse bewahrt. Man hört oft: Das ist zu schwer zu verstehen, oder unmöglich zu erklären. Ich glaube, daß Alles, was klar durchdacht ist, auch einfach ausgedrückt werden kann. Mir wäre es lieber, manchmal etwas übervereinfacht zu lesen, als das was ich tue nicht verstanden zu wissen. Wissenschaftler sollten die Hilfe von Berufsschreibern aufsuchen. Manch Wissenschaftler denken sogar, daß eine Erwähnung ihrer Arbeit auf Fernsehen herabsetzend ist. Ich hoffe, daß solche Ansichten bald verschwinden werden.

Ein Instrument für erfolgreiche Forschung ist die Verwendung der neuesten Technologie. Gutes Planen verbunden mit den richtigen Werkzeugen kann Wissen erweitern. Es ist mir aufgefallen, daß Verwendung der neuesten Apparate oft öffentliches Interesse erweckt. Ich erinnere mich daran, daß ich ein Mal nach Chicago flog, um der Federation of American Societies for Experimental Biology Resultate von Netzmusteranalysen zu berichten, bei denen Computer verwendet worden waren. Am Morgen nach meiner Ankunft war eine Notiz in der Zeitung, daß jemand in Chicago angekommen war, der Computer für Spinnen benutzte. Es war auffallend, daß ich von mehr als 10,000 Teilnehmern, die alle zu dem Treffen gekommen waren, herausgesucht worden war, um besprochen zu werden.

Laser Strahlen, die auf Spinnengehirne geschossen wurden, riefen ähnliche Sensationen hervor. Während der Computer hilfreich war, um große Nummern von Zahlen schnell zu verarbeiten, erlaubte der Laser das Anbringen kleiner, scharfer Läsionen im Zentral Nervensystem der Spinnen. Eine Kombination beider Methoden half in den Bemühungen, spezifische Funktionen beim Netzbau in besonderen Gegenden des Nervensystems zu lokalisieren. Als das in den Zeitungen berichtet wurde, waren die verwendeten Mittel oft wichtiger als die Resultate.

Zwei Fernsehauftritte sind mir noch klar in Erinnerung: Der erste war auf einem Programm namens "To Tell The Truth" ("Die Wahrheit sprechen"). Man fragte mich durch einen Telephonanruf von New York, ob ich bereit wäre auf dem Programm zu erscheinen. Da ich das Programm nie gesehen hatte, fragte ich meine jüngere Tochter Mary um Rat; sie war zu der Zeit in einer Periode häufigen Fernsehens. Sie riet mir sehr zu, die Einladung anzunehmen. In New York wurde ich zwei Tage lang vorbereitet, wobei ich meine Forschung einem Schriftsteller beschrieb, 2 Rechtsanwälte traf, und dann wurde ich zwei Herren vorgestellt, die vorgeben mußten, Peter Witt zu sein. Ich sollte immer die Wahrheit auf Fragen antworten, während die beiden anderen so lügen sollten, daß sie für mich gehalten werden konnten. Der eine war ein in Manhattan lebender Schwede, der für einen Verlag arbeitete, der andere ein Verwaltungsbeamter der Columbia Universität, der eine Glatze hatte. Am Telephon hatte man mich gefragt, was ich für Besonderheiten im Aussehen hätte, und ich hatte spärlichen Haarwuchs erwähnt. Dies und mein Deutscher Akzent führten zur Auswahl der vorgeblichen Peter Witts.

Nach mehreren Proben wurden wir drei auf die Bühne geführt, während eine besondere Melodie gespielt wurde. Dort saßen wir gegenüber von einigen berühmten Schauspielern, die auf einem Podium thronnten. Wir hatten vor uns dem Publikum unsichtbare Lichtsignale. Der Ansager begann damit, daß er verkündete: "Ich bin Peter Witt, und ich gebe Spinnen Medikamente..."; dann beschrieb er einige meiner Versuche. Die Schauspieler fragten uns dann verschiedene Fragen, aus deren Beantwortung sie zu erraten versuchten, wer der richtige Peter Witt sei. Nachdem alle falsch geraten hatten, konnten wir drei die \$ 600 Preisgeld unter uns verteilen. Die Berühmtheiten ärgerten sich so über den Geldverlust, daß sie an der anschließenden Cocktail Party nicht teilnahmen.- Noch immer muß ich lachen, wenn ich Kitty Carlisle oder eine andere Berühmtheit auftreten sehe und mich an ihr früheres törichtes Verhalten erinnere.- Man ließ mich nachher bei Vorführungen einer Flugakrobatin und eines Billardspielers zusehen.

Damals war ich immer sehr beschäftigt, und so mußte ich am Morgen nach dem Auftritt eine Vorlesung an der Westküste halten. Als ich aus dem Studio auf Fifth Avenue heraustrat, rannte ich in den dichtesten Verkehr der Stoßstunde. Es war hoffnungslos Bus oder Taxi zum Flugplatz zu bekommen. Während ich am Rinnstein stand, passierte eines jener Wunder, das einen an gute Geister glauben läßt. Ein Privatauto stoppte vor mir, und der Fahrer fragte wo ich hinwollte. Er nahm mich direkt zum Flughafen und weigerte sich Bezahlung anzunehmen. Er ist mir in bester Erinnerung!

Ein anderer Fernsehauftritt war auf einem Programm namens "Guten Morgen, Amerika". Wieder fragte man mich telephonisch an, ob ich ein paar Tage dafür nach New York kommen könnte. Es war geplant während der Nachrichten ein paar neugebaute Spinnennetze zu zeigen, möglichst auch solche unter Substanzeinfluß. Die tüchtige Laborantin in Raleigh baute sofort zwei Tragekästen, in denen man mehrere Rahmen mit Netzen und Spinnen nach New York transportieren konnte. Ich brachte auch ein kleines Glas mit den mexikanischen Gruppenspinnen *Mallos gregalis* mit, deren Netze ich zu der Zeit untersuchte. Mein Freund Dr. Charles Reed traf mich in New York um Hilfe zu leisten, und wir bereiteten Alles im Hotel am Abend vor dem Auftritt vor.

Nach einer Nacht in einem nahen Hotel, marschierten wir beide gegen 5 Uhr Morgens mit Spinnenrahmen in beiden Händen zum Fernsehstudium. Dort erlebten wir das volle Spektrum der Vorbereitungen für eine Fernsehschau: es gab einen Spezialcoiffeurladen, den ich mich weigerte zu betreten; ein Rechtsanwaltsbureau, wo Papiere unterschrieben werden mußten, die die Rechte und Pflichten aller Parteien beschrieben. Eine kleine, alte Dame hatte über Nacht ein riesiges Spinnennetz ~~als~~ aus Seilen als Hintergrund konstruiert. Wir saßen auf Stühlen vor dem Netz, während wir andere Bühnen beobachten konnten, die in anderen Ecken der großen Halle aufgebaut waren. Der Fernsehmann interviewte zuerst mehrere Diplomaten, die gerade von einer exotischen Reise zurückgekehrt waren; sein Name war Tom Brokaw. Danach sprach er mit einem berühmten Film- und Buchkritiker, dessen Namen ich kannte, da seine Tochter mit meiner jüngeren Tochter ins College ging.

Plötzlich war ich dran, und ich saß dem Reporter gegenüber. Er fragte Fragen, die spontan klangen, obwohl Brokaw sie von einer Liste auswählte, die von seinem Stab sorgfältig vorbereitet worden war. Es war eindrucksvoll zu beobachten, wie der Interviewer von Außenpolitik zu Kunst und dann zu Spinnen umschaltete, während er jedes Mal dem Gegenstand volle Aufmerksamkeit widmete. Während der 5-10 Minuten des Interviews behandelte er mich wie einen alten Freund, mit dem er sich schon lange interessant unterhalten hatte, obwohl er mich zum ersten Mal sah. Ich war sicher, daß er eine Stunde später sich nicht mehr an mich erinnerte. Es war eine bemerkenswerte Vorführung, mit großer Geschicklichkeit ausgeführt. Ich sah die Vorführung nie auf dem Bildschirm. Meine Mitarbeiter in Raleigh, die Alles beobachtet hatten, versicherten mir, daß es gut wirkte. -Der Film Kritiker, der seine Bühne in einer anderen Ecke hatte, kam nach der Vorstellung zu mir herüber, schüttelte mir die Hand und sagte, daß er immer Spinnen gerne gehabt habe, aber daß er sie von jetzt an noch lieber haben würde.

Dies Kapitel begann mit einem Bericht über mein frühes Interesse in Wissenschaft und Forschung und wurde dann ein detaillierter Bericht über die Befunde an netzbauenden Spinnen. Obwohl dies nicht mein einziges Interesse in der Forschung war, beschäftigte es mich während längerer Zeit als alles Andere. Ich könnte auch von Medikamenten berichten, die die Eigenschaften des Herzmuskels und die Durchlässigkeit der Zellmembran verändern, an deren Erforschung ich jahrelang arbeitete. Die Experimente am Herzmuskel fingen in Bern 1949 an, wurden 1952/3 in den Laboratorien der Harvard Medical School in Boston fortgesetzt, und wurden jahrelang im Upstate Medical Center der State University von New York in Syracuse weitergeführt.

Die Spinnen sind nur deswegen länger erklärt als andere Forschungen, weil sie mich länger beschäftigten und sich gut beschreiben lassen. Ich fand immer wieder, daß es kein anderes Tier gab, welches einen so detaillierten und lesbaren Bericht seiner Tätigkeit hinterläßt. Ich hatte Glück, das so früh in meiner Laufbahn zu entdecken; und später brauchte ich dann nur Entscheidungen über Prioritäten zwischen verschiedenen Gegenständen treffen.

Die Tätigkeit war auch vom Ort der Anstellung abhängig. In Deutschland, wo ich geboren und aufgewachsen war, begann ich. Meine erste Anstellung war während des Medizin Studiums an der Universität Graz als Vorlesungs Assistent von Professor Blume. Beruflich angestellt war ich vollzeitig zuerst in Tübingen als Assistent von Professor Haffner am Pharmakologischen Institut der Universität; dies begann kurz nach dem Krieg und stellte sozusagen eine Fortsetzung meiner Doktor Arbeit dar. An anderer Stelle ("Das Ende des 2. Weltkriegs") habe ich beschrieben, wie ich im Herbst 1945 meine Familie auf dem Sankt Georgenhof nahe von Tübingen auf der Flucht vor der Russischen Besetzung Berlins erreichte. Dort gab es viel für mich zu tun, wie Transport des Getreides mit Pferdewagen zur Mühle und Abholen des Mehls. Trotzdem verließ ich den Hof nach 14 Tagen und zog in die nahe Universitätsstadt Tübingen.

Damals war das akademische Leben im unzerstörten Tübingen sehr lebhaft. Besonders in der Philosophie hatten sich einige der großen Lehrer zusammengefunden: Guardini und Weißschedel; in Griechisch Walter F. Otto; Indologie lehrte von Glasenapp. Wir hatten interdisziplinäre, anregende Diskussionen, wobei meine Aufmerksamkeit auf Psychiatrie und Psychologie und Verhaltensforschung gelenkt wurde. Das führte schließlich zur Untersuchung von Substanzen, die das Verhalten veränderten und gipfelte im Spinnentest.

Als ich 30 Jahre alt war zog ich in mein zweites Heimatland, die Schweiz, wo mir eine Stelle im Pharmakologischen Institut der Universität Bern unter Professor Wilbrandt angeboten worden war. Es war eine Deutschsprachige Universität, wo ich mit Unterbrechung von 1949 - 1956 blieb. Ich war von Geburt Doppelbürger Schweiz/Deutschland, und meine Frau Inge, die ich 1949 heirathete, wollte nicht in Deutschland leben. Während meiner Assistentenzeit in Bern beantragte ich ein einjähriges Rockefeller Fellowship in Harvard Medical School. Dort unterrichtete und forschte ich 1952/3. Es stellte sich heraus, daß nur wenig Zeit zum Forschen blieb, aber ich lernte viel, traf bedeutende Wissenschaftler und lernte mich in einer anderen Sprache (Englisch) auszudrücken.

Ich interessierte mich die großen Unterschiede im akademischen Leben zwischen Schweiz und Amerika zu beobachten. Für die Laufbahn war der Größenunterschied zwischen den Ländern entscheidend. Damals waren in der Schweiz 3 Deutschsprachige und 2 Französische Universitäten; alle hatten ein Pharmakologisches Institut mit einem Professor als Oberhaupt. Eine solche Professur mußte ich anstreben wenn ich in der Schweiz bleiben wollte.

Als Professor konnte ich lehren und forschen, was ich wollte, und ich würde ausreichend Geld zur Erhaltung einer Familie verdienen. Die andere Möglichkeit war Forschung in der Industrie, die ich für mich nur für den Notfall erwog; dafür gab es viele Stellen in der Schweiz. Oft warteten aufsteigende Akademiker in der Schweiz ihr ganzes Leben auf das Freiwerden einer Stelle, und wenn es so weit war, wurde oft ein Anderer berufen. Das passierte mir später auch, aber da war ich bereits in USA eingelebt.

Im Gegensatz dazu gab es in USA hunderte von Universitäten, meist mit medizinischer Fakultät, wo es ein Pharmakologisches Institut gab. Große Institute hatten mehrere volle Professoren, die sich spezialisiert hatten. In den Fünfziger Jahren war ein Mangel an Bewerbern für Professuren in USA, und man suchte nach Lehrern. Der Arbeitsmarkt war weit offen, die Universitäten waren großzügig mit Angeboten.

Während meines einjährigen Rockefeller Stipendiums 1952/3 und bei Reisen durch das ganze Land gewann ich viel Einsicht in das Amerikanische Universitätsleben. Mit Hilfe von Professor Otto Kraye in Harvard gelang es mir eine Vortragsreise durch das ganze Land zu organisieren. Von Boston reiste ich über Chicago, Salt Lake City nach San Francisco und Los Angeles, und zurück über Cincinnati (nachdem ich einen Tag am Gran Canyon stoppte) und St. Louis wieder nach Boston. Auf dieser Reise erlebte ich so viel, daß sich neue Pläne über eine Berufszukunft formten. Das Rockefeller Jahr beeinflusste sehr meine späteren Entscheidungen. Ich gewann mehr Übersicht und wurde weltoffener... wofür ich lebenslänglich dankbar sein werde.

Ich habe viele Erinnerungen an die Reise durch die Vereinigten Staaten 1953; 35 Jahre später will ich einige aufschreiben. Ganz überwältigend waren im Gegensatz zu Europa die enormen Entfernungen. Wenige Jahre später machte die Einführung vieler Düsenflugzeuge die Überquerung des Continents einfacher, aber damit verschwanden auch die eindrucksvollen langen Reisezeiten.

Ein anderer Eindruck war die große Freundlichkeit und Gastlichkeit, die ich überall antraf. Als ich den Zug von Chicago über Salt Lake City nach San Francisco nahm, hatte ich für die Nächte ein Bett zur Verfügung. Während des Tages hatte ich reichlich Lesematerial vorgesehen, aber ich kam kaum zum Lesen. Die Leute im Zug bemühten sich darum, sich gegenseitig kennen zu lernen. In größeren Abteilen fanden Cocktail Parties statt. Als es sich herumsprach, daß ein junger Schweizer Wissenschaftler zum ersten Mal den Continent kreuzte, erhielt ich von allen Seiten Einladungen.

Zwischen Einladungen schauten Leute in mein Abteil, um sicher zu sein, daß ich auch Alles sah, was vorbeiflitzte. Als wir die Sierra Nevada überquerten, sah ich wilde Pferdeherden entlang galoppieren; bei den Flüssen in den Rocky Mountains erkannte man alte Goldgräber Lager. Es war das erste von vielen Malen, wo ich die großzügige Gastfreundschaft, den Stolz und die Freundlichkeit der Amerikaner zu spüren bekam. Ich fand es damals,- und ich finde es noch jetzt,- eine Nationaleigenschaft, die den Ausländern das Leben so viel einfacher macht als in anderen fremden Ländern.

Von Oakland aus nahm ich eine Fähre über die Bucht nach San Francisco; dort stieg ich in ein Taxi und fuhr zu der Pension, die ein angeheirateter Vetter für mich reserviert hatte. Er zeigte mir später die Stadt. Die Fahrt die steilen Strassen hinauf und hinunter mit den horizontalen Querstrassen war überraschend und vergnüglich. Die riesigen Bäume in Californien, - Redwood, Eucalyptus und andere, - machten mir tiefen Eindruck, besonders auch um die Universität Berkeley herum. Als viele Jahre später ein Student mich fragte, ob er eine Stelle in Berkeley annehmen sollte, sagte ich ihm: "Auf jeden Fall, denn wenn alles Andere schief geht, kann man sich immer an den Bäumen erfreuen". Sein erster Brief von dort enthielt den Satz "mit den Bäumen haben Sie ganz recht gehabt."

Es gab eine denkwürdigen Zugfahrt bei Tageslicht die Küste entlang von San Francisco nach Los Angeles.

Ich erinnere mich noch an ein paar Ereignisse vom späteren Teil der Reise und finde sie berichtenswert:

In San Francisco wurde mir die Stadt von dem jungen Architekten Felix Rosenthal gezeigt. Meine Cousine Lilli Bohnke, eine Pianistin, hatte gerade Felix' Bruder in Zürich geheiratet; der Bruder war Bernhard Rosenthal, Barney genannt. Barney und Lilli hatten Felix in San Francisco geschrieben und ihn gebeten, mir zu helfen. Felix verbrachte viel Zeit und strengte sich an, es mir interessant zu machen, und ich werde ihm immer dankbar bleiben. Er war in die damals viel diskutierten McCarthy Untersuchungen unamerikanischer Tätigkeiten verstrickt zusammen mit Anderen, unter Anderem dem früheren Berliner Architekten Erich Mendelsohn. Dieser Architekt war nicht mit der Familie meiner Mutter verwandt, aber er war uns gut bekannt gewesen. Er hatte einige schöne, weisse Häuser mit flachen Dächern am Rupenhorn ausserhalb von Berlin entworfen. Er und seine elegante Frau lebten dort und waren um 1930 in der Berliner Gesellschaft bekannt. Sie hatten Deutschland bei Hitlers Kommen verlassen. In Amerika, besonders in San Francisco, war er weit anerkannt und fand neue Gelegenheiten Häuser zu entwerfen; aber er war auch durch McCarthy's Versuche bürgerliche Rechte zu vermindern kompromittiert worden.

Felix erzählte mir von seinen Schwierigkeiten. Wir gingen zusammen in ausgefallenen Restaurants essen, und wir sahen Redwood Bäume in den Muir Wäldern und andere "Naturwunder". Um vorauszunehmen, als ich mehrere Jahre später nach San Francisco zurück kam, wollte ich mit Felix wieder in Verbindung treten, aber er wollte nicht mehr. Dies war wohl wegen eines Alle traurig machenden Ereignisses, der Scheidung von Lilli und Barney; aber mir schien es nicht mit Felix und mir zu tun zu haben. Aber die Rosenthal Familie, wo Vater und Söhne im gleichen Beruf mit antiquarischen Büchern und Noten handelten, hält eng zusammen. Sie machten miteinander Geschäfte, als ob sie zum gleichen Haus gehörten, und sie hielten Familienbande hoch. Wenn einer

sich scheiden ließ, nahmen alle Familienmitglieder teil und setzten sich von der geschiedenen Familie ab. Ich habe weder Barney noch Felix in über 30 Jahren gesehen, aber ich habe nette Erinnerungen an sie und bin ihnen dankbar.

Ich gab die Vorlesung, zu der ich eingeladen war, an der Universität, und die Bezahlung war so reichlich, daß ich die Woche in San Francisco großzügig genießen konnte.

Die Tagesfahrt von San Francisco nach Los Angeles war mir empfohlen worden, und da ich in beiden Städten Vorlesung hielt, nahm ich eine Fahrkarte auf dem Zug. Die Aussicht auf das Meer, die Buchten und Felsen war großartig, und ich bin froh zu hören, daß nach Unterbrechung diese Fahrt wieder existiert.

Hier folgt der Bericht eines kleinen Abenteuers, das Einsicht in einen Menschen gab: Eine alte Dame, die mir im Zug gegenüber saß, fing eine Unterhaltung an. Da wir viele Stunden lang uns gegenüber saßen, hatten wir Gelegenheit allerhand über unsere Lebensumstände und Familien zu erfahren. Sie schien einen Schuppen voller antiquarischer Möbel zu besitzen, aus dem sie geeignete Hintergründe für Filmszenen auslieh. Sie deutete an, daß dies ein einträgliches Geschäft wäre, und daß sie recht wohlhabend sei. Als sie anbot, mir ein Geschenk für meine Frau Inge zu geben, die wegen Mangel an Geld in Boston zurückgeblieben war, erwartete ich etwas Wertvolles. Nach Diskussion Amerikanischer Süßigkeiten und deren Vorzüglichkeit, zog sie aus ihrer Handtasche eine Stange Milky Way. Dies gab es zu der Zeit für wenige Cents in jedem Automaten. Sie brach die Stange in zwei Hälften und gab mir mit großer Geste eine Hälfte als Geschenk für meine Frau; ich sollte sie mit Grüßen von ihr nach Hause bringen.-

Ein anderes Zeichen ihres Geizes war ihre Forderung an den Schaffner, daß er voraustelegraphieren sollte, ihr einen kostenlosen Rollstuhl mit Helfer auf der Plattform in Los Angeles bereitzustellen. Als ich mich darüber wunderte, da sie gut zum Gehen fähig schien, erklärte sie mir, daß Gehen sich nicht lohnte, wenn sie umsonst geschoben werden konnte. - Solchen Geiz habe ich in Amerika nur selten gefunden.

Es war eine neue Erfahrung für mich, als ich dem Taxifahrer in Los Angeles sagte, daß er mich ins Zentrum der Stadt fahren sollte, und er mir antwortete, daß die Stadt kein Zentrum habe. Diese Enthüllung zusammen mit einem Besuch der Chinesenstadt machte mir klar, daß die Westküste der USA Asien näher als Europa war. Während ich in Boston wohnte hatte ich immer gefühlt, daß ich nahe Europa, dem Erdteil meiner Kindheit, lebte; an der Westküste fühlte man sich nahe einer anderen Welt: Asien.

Von Los Angeles zurück nach Osten fuhr ich mit der Santa Fee Eisenbahn, über Indianapolis und Cincinnati, mit eintägigem Aufenthalt am Gran Canyon. In den zwei Städten hielt ich Vorlesungen. Unvergeßlich ist die Naturschönheit der Westlichen Wüste, die Riesenkakteen, und die wechselnden Farben bei Sonnenuntergang. In Indianapolis, wo die Pharmazeutische Firma Eli Lilly meine Gastgeber waren, erlebte ich eine kleine Enttäuschung. Die Firma hatte eine große Forschungsabteilung mit mehreren hundert Angestellten, und ich wurde durch alle Laboratorien geführt. Der Direktor, Professor K.K.Chen, ein hervorragender Pharmakologe, der kurz danach Präsident der Amerikanischen Pharmakologischen Gesellschaft wurde, zeigte großes Interesse an meiner Arbeit. Für meinen Besuch war ein voller Fahrplan mit Besichtigungen, Treffen und Essen vorbereitet.

Während meines Aufenthalts in Indianapolis hatte man für mich eine Wohnung im Athletic Club reserviert, einem eleganten Clubhotel. Mein voller Fahrplan erlaubte kaum, daß ich die drei Zimmer, die ich bewohnen sollte, ausnützen konnte. Einen Abend, als ich von den Besuchen zurückkehrte, erwartete mich eine Enttäuschung: Mein Koffer war aufgebrochen und ein schöner, seltener Chinesischer Brokat war gestohlen worden. Ich hatte ihn in San Francisco mit allem übriggebliebenen Geld als besonderes Geschenk für Inge in Boston gekauft, und ich freute mich darauf, daß sie ihn eines Tages tragen könnte. Der hochgestochene Mann am Hotel Empfang war nicht hilfreich als ich mich beschwerte. Er sah auf mich herunter, als ob ich selber mit dem Stoff durchgegangen wäre. Er versicherte mir, daß ein Diebstahl in seinem Club undenkbar wäre.- Ich wollte das nicht weiter verfolgen, um nicht die netten Gastgeber bei Eli Lilly zu beleidigen. Aber es hinterließ ein unangenehmes Gefühl, und ich kaufte nie wieder einen Chinesischen Brokat.

Es war im Ganzen eine wunderbare Reise, und es gab mir einen Vorgeschmack von der Größe und Schönheit des Amerikanischen Erdteils; ich traf viele interessante Leute und lernte viel über die neuesten Fortschritte in der Pharmakologie. Als drei Jahre später meine Frau und ich in der Schweiz erwogen nach Amerika auszuwandern, fand ich mich Dank dieser Reise gut gerüstet, die 6 Angebote von Amerikanischen Universitäten auszuwerten. Die wenigen, kurzen Reisewochen hinterliessen mehr Erinnerungen als viele längere Perioden meines Lebens.

Forschung und Wissenschaft haben mich durch spätere Jahre hindurch als wichtige Teile meines Lebens begleitet. Mehr Beschreibungen werden in anderen Kapiteln dieser Erinnerungen erscheinen. Es war viel mehr als Erforschung des Netzbaues der Spinnen, und es spielte eine wichtige Rolle auf Reisen durch Nord- und Süd-Amerika und Europa. Dies besondere Kapitel soll nur einen Vorgeschmack der Aufregungen und Freuden geben, durch die sie mein Leben verschönerten.

Besuche auf verzauberten Schlössern.

Schlösser haben für viele Menschen eine besondere Anziehungskraft. Oft sind sie schon durch ihr Alter interessant oder durch Grösse oder Schönheit. Wenn man dort zu Besuch ist, kann ihr Zauber einen einfangen. Ich habe das Glück gehabt eine Anzahl Leute zu kennen, - ihr Verwandter oder Freund zu sein, - die Schlösser bewohnen. Dadurch ist es dann möglich über einige herrliche Gebäude zu berichten, die eine interessante Geschichte haben, aber jetzt noch bewohnt und geliebt werden. Ich finde das sehr anders als eine öffentliche Führung durch ein Schloß, - was ich nicht besonders schätze. Ich erinnere mich an den Kommandeur meiner Kompanie, unter dessen Kommando wir im 2. Weltkrieg durch Frankreich marschierten. Er wollte ausschließlich in Schlössern übernachten, und seine Soldaten schrieben ihm eine Besessenheit zu, die wir "Chateaumanie" nannten.

In einem vorhergehenden Kapitel, das "Tante Ele und ihre Familie" betitelt ist, ist unser Aufenthalt im Wasserschloß dieser Tante auf einer Insel im Attersee in Österreich beschrieben. Das Gebäude war groß und schön, und während wir da waren kamen und gingen täglich viele interessante Leute aus und ein. Ich erinnere mich gerne daran, aber will es hier nicht noch ein Mal beschreiben.

Ein anderes riesiges und elegantes Schloß, das ich besuchte, stand in Militsch in Schlesien, und ich berichte über einen Besuch dort mit meinem Freund Otto Magnus Reh binder im Sommer 1937 im Kapitel "Arbeitsdienst". Auch diese Beschreibung will ich hier nicht wiederholen.

A. Le Lieuteret.

Dies Kapitel beginnt mit Le Lieuteret, einem 17. Jahrhundert Schloß in Zentralfrankreich, wo meine Frau Inge und ich nur ungefähr 2 Wochen im Sommer 1950 verbrachten; es wirkte besonders verzaubert durch seine Abgelegenheit und die Gewohnheiten der sehr netten Besitzer/Bewohner. Vor mir liegt, während ich dies schreibe, eine Postkarte mit einer Abbildung des Schlosses, und die Unterschrift lautet: "Le Lieuteret (XVIIe siecle) Commune de Darnetz (Corrèze)". Auf der Photographie sieht man das grosse, zweistöckige Gebäude mit einem quadratischen Turm an beiden Enden; auf einer Seite tritt ein Flügel im rechten Winkel hervor, der in einem weiteren quadratischen Turm endet; der symmetrische Flügel an der anderen Seite ist nie fertiggestellt worden, und nur der Endturm ist vorhanden. Das Gebäude liegt um einen grossen Hof, der eine kreisrunde Einfahrt hat, und viele grosse Blumentöpfe stehen herum.

Durch besondere Umstände kamen wir dahin. Unser Schwager, Smith Palmer Bovie, der Mann der Schwester meiner Frau, hatte ein Stipendium für ein Jahr an die Amerikanische Akademie in Rom erhalten, wo er die Orte erkunden sollte, wo die Römischen Dichter und Schriftsteller gelebt hatten.

Die Bovie-Familie benutzte ihr Jahr in Rom dazu, durch ganz Europa zu reisen und Verwandte und Bekannte zu besuchen. Wir erhielten einen Brief von ihnen, in dem sie uns einluden, sie in Frankreich dort zu treffen, wo die Verwandten der Französischen Frau eines Freundes lebten. Die Französische Familie bestand aus 3 alten Geschwistern, die gerne Gesellschaft hatten und die Freunde ihrer Nichte für ein bis zwei Wochen als Wohnbesuch einluden. Sie lebten in so dürftigen Verhältnissen, daß sie einen Beitrag der Besucher zu ihren Haushaltsausgaben begrüßten.

So weit ich mich erinnere war der Familienname de Vaublanc. Ein berühmter Vorfahre, der das Schloß, in dem sie lebten, gebaut hatte und der vom Französischen König im 17. Jahrhundert geadelt worden war, war ein bekannter Dichter gewesen; ich habe den Namen nicht in einem meiner Nachschlagebücher gefunden. Dies bedeutet vielleicht, daß er heute vergessen ist.

Die drei jetzigen Besitzer und Bewohner des Schlosses waren 1950 alle über 60 Jahre alt, unverheiratet und ohne Nachkommen. Die älteste Schwester wurde Tante Marie genannt, ihr Bruder Oncle Vincent, und beide waren taubstumm und verwachsen; nur die jüngste Schwester, Tante Marthe, konnte ein normales Leben führen, und sie kümmerte sich um die Familiengeschäfte. Die Zeit, die wir mit ihnen verbrachten, war so harmonisch, daß wir nie Schwierigkeiten bei der Verständigung empfanden. Das Verstehen war auch durch die Anwesenheit der Amerikanischen Nichte erleichtert, die die älteren Verwandten liebte und ihre Mitteilungen deutete.

Eines Tages lud Tante Marthe mich in ihr Bureau ein, wo sie ihre Arbeit an einem Stehpult verrichtete und wo sie die Abrechnungsbücher aufbewahrte. Über dem Pult hing eine Photographie des gegenwärtigen Anwärters auf den Königsthron der Bourbonen; er saß auf einer Bank, umgeben von Frau und zahlreichen Kindern verschiedenen Alters. Sie zeigte auf das Bild und sagte auf Französisch zu mir: "Die Republik ist der öffentliche Ruin", - wobei sie unbekümmert die 160 Jahre wechselnder politischer Entwicklung in Frankreich hinauswarf, die seit der Köpfung^{en} angestammten Königs, Ludwigs des XVI., vergangen waren.

Inge und ich wurden zu unseren Zimmern geführt, die scheinbar die größten und luxuriösesten der Gastzimmer waren. Wir hatten ein geräumiges Schlafzimmer mit einem riesigen Bett mit Vorhängen. Durch eine schmale Tür kam man in ein grosses, quadratisches Badezimmer, das ein ganzes Stockwerk eines der Ecktürme ausfüllte. Ich erinnere mich heute besser an das Badezimmer als an das Schlafzimmer, da es so besonders schön war und kaum Gelegenheit zum Baden oder Waschen enthielt.

Die Wände und die Decke des Badezimmers waren mit Holz getäfelt und ringsherum mit mythologischen Szenen in strahlenden Farben bemalt. Die Gemälde schienen sich auf die Götter der vier Winde und ähnliche Gestalten zu beziehen. Die Perspektive schien den Raum noch grösser zu machen, da man in entfernte Landschaften zu schauen meinte; es waren meist rollende Hügel, mit Wäldern bedeckt und von nackten Göttern bevölkert.

An einer Wand des Raumes stand ein kleiner Tisch, auf dem wir eine runde, bemalte Porzellanschüssel bemerkten, die als Waschschiüssel diente. Es gab keine Wasserhähne oder Abflüsse. Wie wir bald herausfanden, wurde das Wasser lauwarm von einer Magd ein Mal am Tag in einem kleinen Krug gebracht. Sie trug es aus einer fernen Ecke des Schlosses herbei.

Später hatten wir Gelegenheit, die Küche zu besuchen, wo das Wasser erwärmt wurde. Unter einem grossen Steinbogen konnte man dort ein enormes Feuer beobachten, das nach Berichten Tag und Nacht brannte, von einer Magd aufgestocht. Man erzählte uns, daß das zurückgebliebene Mädchen aus dem Dorf stammte und beinahe ihr ganzes Leben lang als Feueranfächerin fungiert hatte. Ein Kessel über dem Feuer, den man an einem eisernen Arm herausschwingen konnte, enthielt den gesamten Warmwasservorrat für den grossen Haushalt. Wenn das heisse Wasser im Krug aus der Küche zu unserem Badezimmer getragen wurde, war alle Hitze entwichen, und wir erhielten mit zuverlässiger Regelmäßigkeit etwa 2 Liter lauwarmes Wasser ein Mal am Tag. Tante Marthe berichtete, daß mehrmals in der Vergangenheit Pläne bestanden hätten, das ganze Schloß mit modernen Wasserleitungen auszustatten; aber die Pläne mußten aufgegeben werden, weil Dach- und Hofreparaturen und andere unerwartete Ausgaben das vorhandene Bargeld vorher aufgebraucht hatten.

Inge und ich machten Pläne, wie wir die tägliche Wasserzufuhr am besten ausnützen könnten; wir wuschen systematisch jeden Tag einen anderen Teil des Körpers und hatten danach gerade genug Wasser übrig, um die Zähne zu putzen. Nach einer Weile fühlten wir uns so verdreht, daß wir uns verzweifelt nach einem Bad sehnten. Als wir Le Lieuteret verliessen mieteten wir für all unser übriggebliebenes Geld ein Zimmer mit Bad im nahen Hotel.

Das Hotel in Riom stellte sich als nicht viel fortschrittlicher als das Schloß heraus. Dort war zwar ein grosses Badezimmer mit allen nötigen Röhren; aber als wir die Hähne aufdrehten und Wasserflüsse erwarteten, passierte nichts. Der Besitzer informierte uns, daß heisses Wasser nur zwischen 2 und 6 Uhr Morgens verfügbar sei. Wir blieben bis zu dem grossen Augenblick auf, wenn wir müde aber glücklich heisses Wasser in die Wanne laufen lassen und uns darin durchsaugen lassen konnten. Das gleiche Gasthaus offerierte übrigens einige der besten und aufwendigsten Mahlzeiten der Welt, und Leute kamen von weither zum Diner.

Unserer Schwägerin, Jane Bovie, ging es am Ende des Aufenthalts in Le Lieutonet weniger gut. Sie war eine besonders säuberliche, pedantische, gelehrte unverheiratete junge Frau, die Haushalt in einem College des Amerikanischen Mittelwestens lehrte. Wir nannten sie im Spaß "Professor für Staubwischen". Sie hatte für ihre Europareise einen sorgfältig geplanten und gepackten kleinen Koffer mitgebracht, in dem sie hauptsächlich einen kleinen Vorrat von Nylon Unterwäsche und Strümpfen verstaut hatte, die nach einem besonderen Plan allabendlich in heisses Wasser getaucht werden mußten, sodaß sie am nächsten Tag sauber erscheinen und sich fühlen konnte. Das erwies sich im Schloß als unmöglich; und man bat sie auch, bitte das stattliche Gebäude mit ihrer Unterwäsche, die sie allabendlich aus dem Fenster eines Turmes hinaushing, nicht zu verunzieren. Sie erlitt etwas wie einen Nervenzusammenbruch und brauchte mehrere Wochen zur Erholung.

Eine andere fremdartige und wohl sehr Französische Erscheinung des Lebens im alten Schloß war die Eßzeremonie, mindestens zwei Mal am Tag. Am morgen beobachteten wir Oncle Vincent am kahlen Küchentisch sitzen und ein kräftiges Frühstück verzehren. Aber Mittags und Abends versammelten wir uns alle im stattlichen Esszimmer, wo Tante Marthe mit einem großen Eisenschlüssel einen der grossen, dunklen Schränke aufschloß und mit einer Kelle in eine Schale, die von einer Magd hingehalten wurde, Zucker, Kaffee oder andere "Seltenheiten" schöpfte. Danach setzten wir uns um einen runden Tisch gemäß einer sorgfältig ausgedachten Tischordnung. In der Mitte des Tisches stand eine grosse, hölzerne Drehplatte: eine "Lazy Susan". Das Dienstmädchen stellte verschieden Teller und Schüsseln mit Fleisch, Gemüse, Salat und Sauce in sorgfältig ausgedachter Reihenfolge auf die Drehplatte. Dann folgte eine komplizierte Bewegung hin und zurück, die jeden gemäß seiner Würde der Reihe nach bediente.

Tante Marie, die Älteste, mußte sich von jeder Schüssel zuerst bedienen. Nachdem sie z.B. vom Fisch genommen hatte, wurde die Platte gedreht, sodaß der Zweite Fisch bekam, während Tante Marie jetzt Gemüse nahm. Dies Doppelsystem wurde sorgfältig ausgeführt, bis jeder mit jedem Gericht von diesem Gang versorgt war. Dann begannen wir alle zu essen, bis für den nächsten Gang die Zeremonie von vorne begann. Mittag- und Abendbrot dauerten dadurch recht lange.

Jüngere Verwandte erzählten uns eine Geschichte, die Licht auf die versteckten Leidenschaften bei der Eßzeremonie warf. An langen, kalten Winterabenden, wenn die alten Leute unter kalten Winden in den grossen Räumen litten, begannen sie sich durch die Drehplatte gegenseitig zu necken. Jemand drehte vorzeitig weiter, sodaß die zu bedienende Person nichts bekam; und schließlich konnte es zu einem Wirbel führen, wo das Essen schnellstens herumsauste und jeder zu kurz kam. Die Esser blieben hungrig.

Ausser den Mahlzeiten gab es noch andere Zeremonien, die die Bewohner beschäftigten. Man zeigte uns eine Bibliothek mit Bücherregalen bis zur Decke, wo jeder der drei einen Lehnstuhl stehen hatte. Hier sassen sie und lasen während langer Winternächte, und, so weit ich feststellen konnte, bestand das Lesematerial ausschließlich aus Literatur des 18. Jahrhunderts und davor. Man fragt sich, was in ihren Köpfen vorging, und wie die moderne Welt ihnen erschien.

Es gab eine Capelle im Schloß, die von einem Erzbischofvetter der Familie geweiht worden war. Hier wurde die Messe gelesen, und die Gäste, die es wünschten, wohnten bei.- Einige Abende sassen wir auf den Stufen der langen Steinterrasse vor dem Gebäude. Es gab Löcher zwischen den grossen Steinplatten, die die Terrasse bildeten, und Kröten krochen hervor und sangen einander zu. Sie sangen zusammen ziemlich reine Harmonien, und es war ein vergnügliches Konzert. Die langen, friedlichen Abende vor dem verzauberten Schloß waren mir besonders lieb.

Jeder der alten Leute hatte bestimmte Aufgaben. Von Tante Marthe in ihrem Bureau habe ich bereits berichtet. Tante Marie, die schwer behindert war, hatte ausser anderem alle Läden vor den Parterrefenstern zu schliessen. Man kann sich die Prozedur vorstellen, wenn die winzige Person die hohen, schweren Läden an einem windigen Herbsttag schloß.

Aber die tägliche Routine wurde auch manchmal unterbrochen. Wir waren gerade da, als der alljährliche Ausflug stattfand, und man lud uns freundlich ein, mit der Familie mitzukommen. Das Ganze folgte einem lange und sorgfältig ausgearbeiteten Plan. In diesem Jahr wollten Schwestern und Bruder mit uns die Höhlen von Lascaux besuchen, wo man nur wenige Jahre vorher (1940) viele wunderschöne paläolithische Höhlengemälde entdeckt hatte. Auf dem Weg wurde bei bestimmten Sehenswürdigkeiten angehalten. Später las ich, daß die Höhlen nur wenige Jahre später für Besucher geschlossen werden mußten, da der menschliche Atem und die Aussenluft den Bestand der Gemälde gefährdeten. 1950 konnten Touristen noch ungestört hineingehen.

Die Reise erfolgte in einem grossen, ältlichen amerikanischen Auto, das Oncle Vincent chauffierte. Das Gefährt war auf Hochglanz poliert und fuhr geräuschlos und glatt, und es war für den Gebrauch der Familie speziell ausgestattet. Es zeigte sich, daß Oncle Vincent eine Leidenschaft für Maschinen hatte, besonders für Autos; und seine Hauptbeschäftigung war die Instandhaltung aller Maschinen in und um das Schloß. Er verbrachte einen grossen Teil seiner Zeit damit, alle Motoren auseinanderzunehmen, die Teile zu reinigen und zu ölen, und sie dann wieder zusammenzusetzen. So hatte er z.B. das neueste Model eines mechanischen Pfluges, und es gab wohl mehr solche Maschinen.

Das Auto war mit vielen Spiegeln ausgerüstet, sodaß der Fahrer, Oncle Vincent, den Verkehr auf allen Seiten beobachten konnte, ohne ihn zu hören. Es gab auch kleine Schildchen überall im Auto, die den Schwestern und Gästen erklärten, wie man Fenster und Türen öffnen soll und in welcher Richtung Schalter und Handgriffe bewegt werden müssen. Er muß einige schlechte Erfahrungen mit den alten Damen gemacht haben, die nur selten mitfuhren und sich etwas wie Kinder im Spielzeugladen verhielten. So weit ich es herausfinden konnte, waren Ausflüge mit dem Auto nur seltene Vorkommnisse.

Am grossen Reisetag fuhr das Auto am Haupteingang des Schlosses vor. Hausmädchen brachten Körbe mit Vorräten für mehrere Picknicks herbei, Decken und Kissen und sogar einige Klappstühle, die es Tante Marie ermöglichen sollten, gemütlich im Sitzen die Fassaden von Kirchen zu betrachten, da sie im Stehen unfähig war ihren Kopf so weit aufzurichten. Die Familie und Inge und ich setzten uns in das weiträumige Innere, während Oncle Vincent den Motor anwärmte. Hinter uns stand ein zweites Auto mit Schwägern und Verwandten.

In der Erinnerung sehe ich uns noch enge Landstrassen entlangsausen, um scharfe Kurven rasen und knapp mehreren Unfällen entgehen. Man muß den Onkel dafür loben, daß wir nicht einen Kratzer auf das glitzernde Auto bekamen.

Mehrmals hielten wir plötzlich an. Manchmal war das ein Ort, wo die Familie in vergangenen Jahren gehalten hatte, um einige "Notwendigkeiten" zu kaufen. In einem Dorf erwarben wir einen Korb voller kleiner, brauner, steinartiger Bällchen, und man erklärte uns, daß dies eine besondere Art Ziegenkäse sei, der nur dort gemacht wurde. Der Vorrat für ein Jahr wurde eingekauft. Der Käse war wohl eine besonderer Höhepunkt im Laufe langer Dinners.- An anderer Stelle wurde eine Flasche Lavendelöl erworben, das mit viel Alkohol und Wasser verdünnt, den Damen als Toilettenwasser dienen konnte. In konzentrierter Form roch es entsetzlich. Tante Marie, die wohl wenig Geruchssinn hatte und die Vorbereitungen nicht begriff, rieb sich ganz mit dem Konzentrat ein. Wir mußten das Auto zeitweise verlassen, um frische Luft zu bekommen.- Wir sahen eine wunderschöne Romanische Kirche und mittelalterliche Stadt, die Jahrhunderte überlebt hatten.

Die Höhlen, die wir schließlich am frühen Nachmittag erreichten, waren eindrucksvoll und wunderschön. Meist waren riesige Tiere auf Decke und Wände gemalt, einige in schwarzen Linien, andere farbig, und Techniken waren verschieden. Man erzählte uns, daß Stile im Laufe der Jahrhunderte gewechselt hatten, und daß spätere Generationen einfach über frühere Bilder gemalt hatten, wodurch grosse Kompositionen entstanden. Eine Herde schwimmender Hirsche und Bisons, die in perfekter Perspektive dem Beschauer entgegenrannten, sind mir in Erinnerung.

Unser Führer berichtete, daß sich die Sachverständigen den Kopf darüber zerbrachen, wie das gemacht worden war. Eine Hypothese nahm an, daß Andächtige sangen und tranken, während sie durch die Höhlen tanzten. Im Verlaufe solcher Tänze wurden sie immer begeisterter und sprangen in die Luft, bis sie in einem Riesensprung mit einem Pinsel und Farbe eine lange, geschwungene Linie an die Decke malten. Dies sollte die glatte Linienführung am Rücken der Ochsen erklären, über die wir staunten.- Jahre später erinnerte ich mich an diese mögliche Erklärung, als ich im New Yorker Magazin einen Bilderwitz sah. Dort stand ein untersetzter, kleiner Höhlenmann solide auf dem Boden; auf seinen Schultern sass ein etwas schlankerer Höhlenmann, und auf dessen Schultern ein Höhlenjunge. Der Junge konnte leicht die Decke erreichen und schwang einen Pinsel mit Farbe. Man konnte lesen, daß der Mann auf dem Boden sagte: "In ein paar tausend Jahren werden die Leute sich wohl wundern, wie wir das gemacht haben!"- Heute, nach 40 Jahren, ist die Höhle mit den eindrucksvollen Bildern noch frisch in meinem Gedächtnis.

Es gab andere, weniger aufregende Augenblicke während unserem Aufenthalt in Le Lieutonet; wir unternahmen lange Spaziergänge durch die Kastanienwälder, wir halfen im Garten, und die, die dazu fähig waren, sangen im Chor, während andere zuhörten und in die Luft schauten. Dies alles hinterließ Erinnerungen von sanfter Abenteuerlichkeit und gemütlichen Vergnügungen zurück. Das Schloß selber, dessen frühere Bewohner nicht mehr am Leben sind, ist zu einem fernen Bild geworden. Wir machten in darauffolgenden Jahren keinen Versuch mehr dorthin zurückzukehren, und wir wissen nicht wie es jetzt dort aussieht. Es ist wahrscheinlich,- und man hofft es,- daß das Gebäude selber unverändert steht, und daß es jetzt von einer jüngeren Generation bewohnt wird, die es mit Liebe und Fürsorge erhält.

B.Castello di Gargonza.

In den frühen 1980er Jahren wollten wir nach Italien reisen und in der Gegend von Florenz wohnen, wo wir einige der alten Städte wie San Gimignano, Siena und Arezzo erforschen konnten. Freunde von uns,- ein junges Musikerehepaar,- wollten auch dahin. So sahen wir uns nach einem Haus um, wo wir alle zusammen einige Wochen zu mäßigem Preis wohnen konnten, selber kochen und haushalten, und wo wir günstig für Ausflüge gelegen waren; wir konnten dort ein Auto zum Herumfahren mieten.

Durch die Hilfe von Freunden in Raleigh, die dort gewohnt hatten und es warm empfahlen, bemühten wir uns und erhielten auch einen farbfreudigen Prospekt des "Castello di Gargonza". Auf dem Umschlag der Broschüre war eine farbige Luftaufnahme eines ummauerten Dorfes auf dem Gipfel eines bewaldeten Hügels, und eine Strasse wand sich vom Dorf hinunter in das Thal: Ich zitiere von dem Büchlein: Oliver Marc:"Psychologie des Hauses", London 1977: "Im Herzen der Toskanischen Hügel...liegt ein befestigtes Dorf aus dem 14. Jahrhundert, das an die Spielburgen erinnert, die Kinder gerne bauen...Es gruppiert sich um den Turm oder den Brunnen, wobei Häuser von einer dicken Mauer umschlossen sind, durch die kein Feind einbrechen kann...Im Schatten des hohen Turms, der sich in den blauen Himmel bohrt, senkt sich auf dem zentralen Platz der achteckige Brunnen in die Eingeweide der Erde. Die Stadtmauer drückt die Häuser gegeneinander auf dem Rücken des Hügels, während ein schweres Tor die Strasse austreten läßt, die den Abhang im Kreisbogen hinunterführt, in Richtung Siena, Arezzo oder Florenz ...Gargonza ist ein Dorf...aber es scheint dem Betrachter wie ein kompaktes grosses Haus..."

Wenn man weiter liest, erfährt man ,daß "ein überwältigender Blick das Val de Chiana beherrscht, und an klaren Tagen der Blick bis zur Grenze des romantischen Umbrien reicht"; es gibt 21 restaurierte Häuser verschiedener Grösse mit modernen Bequemlichkeiten wie Badezimmer und Küchen, eine Bäckerei, die den Gästen zur Verfügung steht, ein Restaurant und das "Kulturzentrum" oder der Musiksaal.- Das Buch enthält Grundrisszeichnungen jeder Wohnung und verschiedener Häuser.- Wir suchten ein passendes Gebäude aus und liessen uns schleunigst eine Wohnung mit 2 Schlafzimmern und Badezimmern, Wohnzimmer und Küche-Eßzimmer reservieren; und wir bestellten ein kleines Auto, einen Fiat, der an der Bahnstation von Florenz ausgeliefert werden sollte. Wenige Wochen später war die Zeit gekommen, um von Raleigh mit Flugzeug und Zug nach Florenz zu reisen.

Die Reise war sorgfältig geplant, sodaß wir um Mittag in Florenz ankommen würden. Das sollte reichlich Gelegenheit geben das Mietsauto abzuholen und zum Schloß zu fahren - dachten wir uns! Nichts erwies sich als so einfach wie es klang: Hertz Vermietung war nicht, wie angezeigt, am Bahnhof, sondern in einer nahen, engen Seitenstrasse, die wir erst finden mußten und dann zu Fuß mit dem Gepäck in der Hand aufsuchten. Glücklicher Weise reisten wir mit einem Minimum von Gepäck, - und nach 20 Minuten Gang und verschiedenen Anfragen erreichten wir das kleine Bureau. Die Siesta hatte gerade angefangen, die, wie wir herausfanden, hier und sonst in Italien mehrere Stunden dauerte. Während der Zeit wurden keine Geschäfte getätigt. Erst nach mehreren solchen Erfahrungen lernten wir besser zu planen und jede Art Geschäft vor oder nach der Mittagsstunde auszuführen.

Ich erinnere mich an den Kampf mit dem dichten Nachmittagsverkehr im Zentrum der Stadt. Diesem endlich entkommen, erreichten wir die "Superstrada" Florenz-Rom. Während ich die Chaussee mit einer Geschwindigkeit, die ich ziemlich hoch fand, entlangfuhr, sausten andere Autos an uns laut tutend vorbei. Sie schienen unsere "gemütlichen" 90 bis 100 Stundenkilometer störend zu empfinden. Wir verliessen die Hauptstrasse bei den Wegweisern nach Monte San Savino. Diese nette kleine Stadt oben auf einem Hügel stellte sich als der nächste Ort zur Burg heraus, und wir lernten später, ihn zum Einkaufen oder für eine Tasse Kaffee aufzusuchen und dort herumzuwandern. Selbst hier war alles um die Mittagsstunde geschlossen.

Von da an ging es auf engen Strassen und durch scharfe Kurven bis wir das Strässchen erreichten, das sich den Hügel hinaufwand und zum mächtigen Eingangstor der Festung führte. Über dem weiten, grauen Bogen sah man eine Platte, auf der stand, daß Dante hier gewesen war. Man sollte unter der Mauer an einem schattigen Platz parkieren, und nur bei Ankunft und Abfahrt war der grosse Hof mit Auto zu befahren. Wir luden unser Gepäck ab und fanden nach einigem Suchen jemanden, der uns einen Schlüssel gab und uns zur unteren Etage des Häuschens wies, das nun das Unsere war.

Das Haus, dessen untere Etage wir bewohnten, war deutlich sehr alt und aus grossen Steinen gebaut; innen war es einfach und modern eingerichtet, mit eleganten Stühlen und Tischen, und es gab eine gute, moderne Küche und zwei gut ausgestattete Badezimmer. Auf dem Wohnzimmertisch stand ein riesiger Blumenstrauss in allen Farben, und durch die kleinen, tiefen Fenster schaute man in eine enge Strasse mit anderen Häusern. Unser und der zweite Eingang waren so arrangiert, daß jeder Einwohner sich allein im Haus fühlte.

Während wir dort lebten wurden wir immer wieder durch den großartigen Blick beeindruckt, der sich ausbreitete, wenn man das Haus verließ und über das Strässchen zur Mauer wanderte. Man wurde nie müde die Meilen hügeligen Landes zu überblicken,- vorne die waldige Gegend des Berges, auf dem die Burg stand, in der Ferne das Val de Chiana. Der Blick war manchmal klar, dann wieder nebelig, oft mit Wolkenschwaden in den Niederungen; und man erkannte einzelne Villen in dem besonderen Toskanischen Gelb und Dörfer und Städte in der Ferne. Es war immer sehr still, da keine grossen Strassen nahe vorbeiführten. Kaum ein Morgen verging, an dem wir nicht eine Weile betrachtend an der niedrigen Mauer standen und schauten.

Bald fanden wir heraus, daß eine der Verbindungen zwischen Burg und Welt durch ein bemerkenswertes Telefonsystem aufrechterhalten wurde. Wir konnten Anrufe erfolgreich tätigen, selbst unter den schwierigen Italienischen Bedingungen. Dies wurtde möglich durch die Hilfe des Eigentümers, des Grafen Roberto Guiccardini. Während er lange Wochenenden in seinem Wohnsitz in Florenz zubrachte, lebte er den größten Teil der Woche im Castello und liebte es, das Schaltbrett zu bedienen. Dies war offensichtlich eines seiner Hobbies. Wenn man jemanden anrufen wollte, gab man ihm dessen Telephonnummer und Namen am frühen Morgen. Er machte sich prompt an die Arbeit, die Verbindung herzustellen, was manchmal den ganzen Tag dauerte. Ungefähr ein Mal die Stunde rief er unser Häuschen an, um den Fortschritt zu berichten und Geduld anzuraten.

Ich erinnere mich an einen besonderen Tag, als wir versuchten, eine Familie in der Nähe zu erreichen, die auf dem Lande nahe dem Städtchen San Gimignano lebte; sie waren Freunde unserer älteren Tochter Elise. In vergangenen Jahren hatte sie mehrmals in ihrem Haus gelebt und gearbeitet. Sie hatte uns erzählt, daß wir es geniessen würden, dort Besuch zu machen, und man würde uns willkommen heissen. Der Kampf mit dem Telephon begann direkt nach dem Frühstück, als wir Roberto informierten, was wir wollten. Während des Tages klingelte unser Telephon in kurzen Abständen, und wir erfuhren, daß der Anruf Fortschritte machte, und daß wir die Hoffnung nicht aufgeben sollten. Mitten am Nachmittag kamen wir durch, und Inge erhielt von den Toescos eine herzliche Einladung und eine Beschreibung des Weges, auf dem man sie erreichen konnte.- Es gab keinen Zweifel, daß der Graf grosse Freude daran gehabt hatte, die Verbindung erfolgreich herzustellen.

Am nächsten Tag fuhren wir los, um die "Universität ohne Mauern" zu besuchen; dies war der Name des Unternehmens, wo die Toesca Familie, mit denen wir am Telefon gesprochen hatten, unterrichtete. Hier hatte unsere Tochter in vergangenen Jahren gewohnt, gelehrt und sich mit vielen angefreundet. Das grosse, quadratische Bauernhaus, in dem sie alle arbeiteten und wohnten, lag auf einem Hügel ausserhalb San Gimignano. Wir wurden herzlich empfangen, und verschiedene Familienmitglieder führten uns herum. Leute, die dort lebten, interessierten sich für verschiedene Künste und Handwerke: der Vater hatte eine Druckerei-Buchbinderei, wo er besondere Bücher hauptsächlich von zeitgenössischen Dichtern und Schriftstellern herstellte. Söhne, Töchter, Schwäger und Freunde sangen, schauspielerten, spielten Musikinstrumente; und alle lehrten ihr Handwerk. Es war eine Atmosphäre grosser künstlerischer Produktivität und menschlicher Wärme, die das schöne, grosse Haus durchdrang. Wir fanden es bezaubernd und begannen zu verstehen, daß unsere Tochter sich so angezogen gefühlt hatte.

Am Nachmittag waren wir erschöpft und planten unsere Abfahrt. Man sagte uns aber, daß eine Mahlzeit vorbereitet worden war und nun fertig sei. Teller, Gläser und Schüsseln waren auf einem langen Holztisch aufgestellt, der im Freien auf einer Wiese auf dem Hügel unter einem grossen alten Baum stand. Wir sahen grosse Schüsseln mit Salat, Äpfeln, Makkaroni und Käse und Flaschen mit Rotwein. Alle setzten sich, und wir assen, von lebhafter Unterhaltung begleitet. Ich erinnere mich an mindestens 10 temperamentvolle Personen und Toskanischen Wein, und das Essen schien besonders frisch und duftend. Dies zusammen mit dem Blick und dem Duft des Windes, der über die Wiesen strich, trug zu einem genußreichen, lebhaften, malerischen und erinnerungswerten Mahl bei. Noch heute habe ich ein allgemeines Wohlgefühl und Freude bei der Erinnerung an die Bauernmahlzeit, wenn ich zurückdenke. Wir kehrten viel später als geplant zum Häuschen auf der Burg zurück.

Es stellte sich bald heraus, daß der Besitzer des Hauses, Roberto Guiccardini, Nachkomme des grossen Schreibers der Geschichte von Florenz und Zeitgenosse von Macchiavelli, ein besonderer Musikliebhaber war. Ein grosser Keller, der ursprünglich als Vorratsraum gedient hatte, war in einen schönen Konzertsaal verwandelt worden. Durchreisende Gruppen und musikalische Gäste traten etwa ein Mal pro Woche auf. Inge und unsere Freunde, die Lohrs, Berufspianisten, wurden bald gebeten, für die Gäste der Burg und für Leute der Umgebung, -besonders aus Monte San Savino, - zu spielen. Eines Nachmittags versammelten wir uns alle in dem Musikzimmer, und der Graf führte die Musiker in einer Mischung von Italienisch und Englisch ein. Es war eine schöne Aufführung, und das Vergnügen wurde durch die romantische Umgebung gesteigert. Danach ereignete sich etwas, das ich erinnerungswert finde, und das zeigt, mit welcher hoher Achtung die Künste in Italien angesehen werden.

Kurz nach Ende des Konzertes spazierten die zwei Lohrs und die zwei Witts den steilen Hügel zum Gasthaus im Tal hinunter. In diesem netten Eßhaus wurden die Mahlzeiten von der früheren Köchin des Grafen zubereitet, und er unterstützte ihre Verwaltung des Restaurants. Wir sassen draussen auf einer Terrasse, von wo man eine tiefe Schlucht überblickte und wo man die duftende Landluft bei Sonnenuntergang einatmete. Nachdem das köstliche Essen verzehrt worden war, bezahlte ich die Rechnung und wollte Trinkgeld für den Kellner dazulegen. Aber man bat mich das bitte nicht zu tun. Es war ihnen klar, daß die Musiker des vorhergehenden Konzerts am Tisch sassen, und sie wollten ihr Trinkgeld diesen zukommen lassen, um ihren Respekt für die Künste zu manifestieren. Was für eine nette Geste!

Ich erinnere mich an wenigstens ein anderes Konzert eines Amerikanischen Universitätschores; er war auf der Durchreise. Ich sah Programme für viele zukünftige musikalische Abende angeschlagen und sogar für ein Musikfest. Der Leser kann sich eine Vorstellung der musikalischen Atmosphäre im Schloß vorstellen, während ich eine andere Attraktion beschreibe, die wir beim Aufenthalt in Gargonza genossen. Man konnte leicht vom Steintor am Eingang in verschiedenen Richtungen in die umgebenden Wälder und Wildnis wandern. Wege führten wagerecht entlang an Hügelrücken und zu umgebenden Tälern, und man genoß herrliche Ausblicke in die umgebende Landschaft mit den gelben Landhäusern und engen Dörfern. In der Erinnerung sehe ich am klarsten die Farben der vielen Wildblumen und rieche deren Düfte. Dies war wohl eine besonders gute Jahreszeit, wo die frühen Sommerblumen sich öffneten, und Wildrosen, Thymian und viele Kräuter und Büsche in den Wäldern und Wiesen in voller Blüte standen. Wir unternahmen mehrere solche Spaziergänge von Gargonza aus, um die Ausblicke und Gerüche der Toskanischen Hügel zu geniessen.

Die Bequemlichkeit der Gäste wurde durch freundliche Bedienung vermehrt, die die alten Gebäude betreute. Von unserem Wohnzimmer aus schauten wir auf einen kleinen Blumen- und Gemüsegarten, wo ein altes Pärchen grosse Blumensträusse für die Wohnungen schnitt. Sie bemühten sich darum, daß jeder Gast immer frische Blumen in seiner Wohnung hatte.- Dies erinnerte mich sehr an meine Kindheit und unseren alten Obergärtner, der das Haus meiner Mutter täglich mit frische Blumen versorgte.-Ich erinnere mich auch an einen alten Herren, der uns beobachtete, wie wir eine farbige Kletterrose an einer der Mauern im Hof betrachteten. Er trat heran und schnitt einen Schuß ab, schlug den Stiel mit einem Hammer breit, und gab ihn uns als Geschenk: Wir sollten ihn mit nach Hause nehmen und in unserem Garten in Amerika einsetzen.

Nach ungefähr zwei Wochen in diesem verzauberten Schloß
fuhren wir im gemieteten Auto zurück nach Florenz. Mit
größter Vorsicht steuerten wir den Fiat wieder durch ein
Meer von tutenden Autos zur Eisenbahnstation; und bald
wurden die Erinnerungen an den Ort ein Traum. Wir hielten
Verbindung aufrecht, und der Graf empfahl uns ein Hotel, das
einer seiner Tanten gehörte, als wir Jahre später wieder
nach Florenz kamen. So viel wir wissen steht das Castello
mit den eleganten kleinen Häuschen immer noch und erfreut
jedes Jahr neue Gäste, und der Graf spielt noch mit seinem
Telephonschaltbrett.

Die Gesellschaft der dazwischenzeitlichen Besitzer zu
verbringen. Sie sind für die Veränderungen verantwortlich,
und als gute Freunde hatten wir Gelegenheit, die Entwicklung
des Liebesverhältnisses zwischen dem dazwischenzeitlichen Baron
Adelstein von Ernst und der Baronin und dem Schloß
Adelsheim zu beobachten. Es scheint besonders interessant,
die frühe Lebensgeschichte der beiden separat von der
Geschichte des Gebäudes zu verfolgen, und die Ereignisse zu
beschreiben, die nach dem Zusammentreffen stattfanden.

Meiner Meinung nach illustrieren das Schloß, in dem wir
bei zahlreichen Besuchen gewohnt haben, und das ich als
wahrhaft verzaubert ansehe und die Eigentümer-Schloß, die
ich seit 55 Jahren, - seit meiner Schulzeit, - gekannt habe,
am besten den Einfluß, den ein tiefer Sinn für Tradition und
guter Geschmack zusammen mit dem Bewußtsein durch eine
lebendige Familie auf einen großartigen alten "Stückstein"
haben kann.

Die Geschichte des Schlosses fasse ich aus einem
Aufsatz zusammen, den der gegenwärtige Freiherr Adelsheim
von Ernst, mein Schulfreund Joachim, mir vor kurzem
schickte. Nach Aufzeichnungen ist eine Siedlung einer
ausgestorbenen Familie mit nahezu dem gleichen Namen,
nämlich Adelsheim, aus dem 8. Jahrhundert dokumentiert, das
Wort bedeutet wahrscheinlich Heim eines Mannes namens
Adelot. Im 13. Jahrhundert wurden die Fundamente des
gegenwärtigen Gebäudes als Wasserschloß gelegt. Im Jahr 1333
wurden die meisten Gebäude von einem großen Feuer
heimgesucht; die alten Mauern blieben in voller Höhe stehen.
Die Besitzer beauftragten den bekannten Architekten Bischof
das Gebäude zu überarbeiten, was aus den Mauern der alten
Burg geschah.

Zwei Vorfälle halfen, die derzeitige Form, wie ich
glaube, vorteilhaft zu bestimmen: Die alten Teile sollten
benutzt werden, und es gab nicht genug Geld für ausführliche
Dekoration des Gebäudes. Der Architekt war durch seine Pläne
für das verzierte Schloß von Mannheim bekannt und für die
barocke Kirche von Weiltingen bei Heidelberg.

C.Adelsheim.

Im Allgemeinen sind Schlösser alte Gebäude, die vor vielen Jahrhunderten gebaut worden sind, und wenn man hineingeht, hat man das Gefühl, daß man in die Vergangenheit zurücktritt: nichts ist in letzter Zeit verändert worden. In ...Adelsheim ist das anders: Das Gebäude ist besonders alt, aber im 18. Jahrhundert und wieder in unserer Zeit- als Inge und ich zwischen 1950 und 1989 viele Male dort zu Besuch waren,- veränderte es sich tatsächlich. Der größte Teil der Fassade und die Räume wurden sorgfältig erhalten, aber es ist in den letzten 40 Jahren sehr viel freundlicher und bewohnbarer geworden. Heutzutage ist es eine Freude, ein paar Tage dort in Gesellschaft der derzeitigen Besitzer zu verbringen. Sie sind für die Veränderungen verantwortlich, und als gute Freunde hatten wir Gelegenheit, die Entwicklung des Liebesverhältnisses zwischen dem derzeitigen Baron Adelsheim von Ernest und der Baronin und dem Schloß Adelsheim zu beobachten. Es scheint besonders interessant, die frühe Lebensgeschichte der beiden separat von der Geschichte des Gebäudes zu verfolgen,- und die Ereignisse zu beschreiben, die nach dem Zusammentreffen stattfanden.

Meiner Meinung nach illustrieren das Schloß, in dem wir bei zahlreichen Besuchen gewohnt haben, und das ich als wahrhaft verzaubert ansehe und die Eigentümer-Besitzer, die ich seit 55 Jahren,- seit meiner Schulzeit,- gekannt habe, am besten den Einfluß, den ein tiefer Sinn für Tradition und guter Geschmack zusammen mit dem Bewohnen durch eine lebendige Familie auf einen großartigen alten "Steinkasten" haben kann.

Die Geschichte des Schlosses fasse ich aus einem Aufsatz zusammen, den der gegenwärtige Freiherr Adelsheim von Ernest, mein Schulfreund Joachim, mir vor kurzem schickte. Nach Aufzeichnungen ist eine Siedlung einer ausgestorbenen Familie mit nahezu dem gleichen Namen, nämlich Adelotheim, aus dem 8. Jahrhundert dokumentiert; der Name bedeutet wahrscheinlich Heim eines Mannes namens Adelothe. Im 13. Jahrhundert wurden die Fundamente des gegenwärtigen Gebäudes als Wasserschloß gelegt. Im Jahr 1734 wurden die meisten Gebäude von einem grossen Feuer heimgesucht; die alten Mauern blieben in voller Höhe stehen. Die Besitzer beauftragten den bekannten Architekten Rischer das Gebäude zu barockisieren, was aus den Mauern der alten Burg geschah.

Zwei Umstände halfen, die derzeitige Form- wie ich glaube vorteilhaft- zu bestimmen: Die alten Teile sollten benutzt werden; und es gab nicht genug Geld für ausführliche Dekoration des Gebäudes. Der Architekt war durch seine Pläne für das verzierte Schloss von Mannheim bekannt und für die barocke Kirche von Wieblingen bei Heidelberg.

Der Architekt sollte auf den alten Mauern ein neues Gebäude entwerfen, das geräumig sein und die einzelnen Teile- wie Turm und Wohnhäuser- unter einem großen Dach vereinigen sollte. Die Einfachheit und die geraden Linien des neuen Gebäudes unter einem langen Dach, das selbst den alten Hof bedeckt und in eine Eingangshalle verwandelt, erscheinen uns im 20. Jahrhundert besonders schön.

Alle Fenster wurden nun gleich behandelt und sind auf allen Stockwerken gleich groß; aber Überreste von gotischen Rahmen schauen noch hervor, wenn Reparaturen ausgeführt werden. Wenn man sich heute dem Schloß über eine Brücke über den Burggraben nähert, ist man von der Vielfalt der Gestalt in dem einheitlichen Plan der Fassade beeindruckt.

Das Innere mit den verschiedenen Räumen spiegelt auch die Geschichte des Gebäudes deutlich wieder. Wenn man die Mittelhalle betritt, die der Überrest des ursprünglichen Hofes zwischen den Gebäuden ist, kann man sich aussuchen, in welchen Teil des Inneren man eintreten will. Links führt eine kurze Treppe zum Eßzimmer und den Küchenräumen. Rechts kann man durch verschiedene Eingänge entweder in einige elegante Parterreräume kommen, oder man besteigt die große Treppe, die zu den oberen Stockwerken führt, wenn man nicht einen modernen Aufzug benutzen will. Die Stufen der Treppe sind breit, aber recht steil. Durch jahrhundertelangen Gebrauch sind sie in der Mitte ausgehöhlt, und der Aufstieg ist ungemütlich, besonders für ältere Leute. Man begrüßt freudig den kleinen Lift, in dem man leicht von unten zu den oberen Stockwerken in einer kleinen, bemalten Kabine hinauffahren kann. Die Kombination von der großen Treppe mit dem modernen Lift ist charakteristisch für den Geist des derzeitigen Schlosses.

Die Schönheit des kleinen Rokokosaales im Parterre mit anschließendem "Boudoir" muß extra genannt werden. Die alten Verzierungen auf Wänden und Decke und die Marmorattrappen hat der derzeitige Besitzer kunstvoll wieder freilegen lassen; und ich erinnere mich an verschiedene Dinners und Musikabende, wo man diese Umgebung in netter Gesellschaft genießen konnte.

Es gibt 26 Schlaf- und Wohnzimmer, die sich auf 4 Stockwerke verteilen,- eine relative kleine Zahl für ein so großes Gebäude. Aber viel vom Innenraum ist durch Vorräume und Treppen eingenommen. Zur Zeit sind alle Zimmer schön möbliert, und Schlafzimmer liegen neben modernen Badezimmern; Zentralheizung und einige offene Kamine machen jedes Zimmer gemütlich bewohnbar. Dies war nicht immer so, und ich sehe die Veränderung am klarsten, wenn ich den ersten Besuch in Adelsheim mit heute vergleiche.

Nach 1950 erhielten Inge und ich die erste Einladung, Adelsheim zu besuchen. So kurz nach Ende des Krieges war es am bequemsten mit dem Auto dorthinzufahren, und wir nahmen das Angebot unseres Freundes Andres Haemmerli aus Zürich an, zusammen im Auto seiner Mutter nach Adelsheim zu reisen. Andres hatte gerade seine Doktorarbeit im Pharmakologischen Institut der Berner Universität beendet. Am ersten Reisetag erreichten wir Sankt Georgenhof, wo wir die Gelegenheit ergriffen, meine Mutter und Großmutter und unzählige andere Verwandte zu besuchen (siehe Kapitel "Ende des Zweiten Weltkriegs"). Am folgenden Tag fuhren wir auf vereisten Strassen weiter nach Norden, bis wir die kleine Stadt Adelsheim erreichten, in deren Mitte das Schloß steht.

Joachim, der Erbe und neue Besitzer, war gerade eingezogen, und er empfing uns im kleinen Wohnzimmer seiner Tante und Adoptivmutter. Ein grosses Feuer im Kamin machte dies zum einzigen gemütlichen Zimmer im ganzen Gebäude. Die Wände bis zur hohen Decke waren mit Büchern verstellt. Aber es gab nicht genug eingerichtete und fertiggestellte Schlafzimmer, um uns für die Nacht unterzubringen; wir schliefen im lokalen Gasthaus auf der anderen Seite der Strasse. Es gibt noch eine Photographie unseres ersten gemeinsamen Frühstücks in Adelsheim, - ein Frühstück das ähnlich, aber nicht ganz so gemütlich war wie viele spätere Mahlzeiten um den grossen, runden Tisch im quadratischen Eßzimmer gegenüber der Küche.

Ehe ich das gegenwärtige Adelsheim beschreibe, will ich die Geschichte meiner langen Bekanntschaft mit den gegenwärtigen Besitzern-Bewohnern erzählen. Es begann zu einer Zeit, die ich in einem anderen Teil dieser Skizzen beschreibe, im Jahr 1935, als ich vom Grunewald Gymnasium in Berlin auf die private Internatschule im Hochschwarzwald umzog. Ich kam in die Unterprima, das vorletzte Jahr des Gymnasiums; einer der bereits vorhandenen Schüler war ein langer und ungewöhnlich reifer Junge. Er sah elegant aus, war immer untadelig angezogen, und er hatte charakteristisch steife Bewegungen. Er interessierte sich besonders für Literatur und Griechisch-Römisches Altertum, während ich die meiste Zeit mit dem Studium der Biologie und der Naturwissenschaften verbrachte. Sein Name war Joachim von Ernest. Heutzutage, 55 Jahre später, sieht er immer noch erstaunlich ähnlich wie damals aus.

Während er und ich sich in vielem wie Familiengeschichte, Aufwachsen und Idealen unterschieden, waren uns einige Eigenschaften gemeinsam, die uns von Klassenkameraden unterschieden. Z.B. besaßen wir beide doppelte Staatsbürgerschaft: Deutsche und Schweizerische. Sein Vater stammte aus einer Berner Patrizierfamilie und seine Mutter aus Thüringen, wo ihre Familie in Plaue eine Porzellanfabrik besaß. Wir interessierten uns beide mehr für Geistiges als für Sport, wo wir beim Hockey oft die ruhigen Rollen der Verteidiger spielten. Wir kamen beide von

Familien mit vielen ebenso begabten wie ungewöhnlichen Onkeln, Tanten, Vettern und Cousinsen.

Joachim's Mutter lebte nahebei in einem vor 1918 gebauten Haus mit Landwirtschaftsbetrieb an einem Bergsee, was an unseren Sankt Georgenhof erinnerte. Von Zeit zu Zeit erschien sie auf dem Birklehof in ihrem riesigen und sehr sportlichen schwarz-gelben Horch Cabriolet, um ihre zwei Söhne in der Schule zu besuchen.

Die Mutter, Helene von Ernest, erschien mir damals als sehr alte Dame; 15 Jahre später schien sie dagegen Inge und mir beinahe gleichaltrig, als wir gute Freunde wurden. Wir erfreuten uns an ihrer Lebhaftigkeit, ihren vielseitigen Interessen und ihrem Kunstverständnis viele Jahre lang, und sie wurde die Patentante unserer ältesten Tochter Elise.

Eines Tages wurden wir in der Schule durch die Ankündigung überrascht, daß Joachim seinen Nachnamen geändert hatte: von nun an sollte man ihn Freiherr von Adelsheim von Ernest nennen. Er erklärte uns, daß die Schwester seines Vaters einen Adelsheim geheiratet hatte, der der letzte Nachkomme einer reichsunmittelbaren Familie im badischen Frankenland war. Das Paar hatte keine Kinder und sah sich nach einem Jungen um, den sie adoptieren konnten, und der den angestammten Besitz der Tradition entsprechend verwalten sollte. Joachim, als ein naher angeheirateter Verwandter und als einer von drei Ernest-Söhnen, wurde für die Adoption ausgewählt, und daraufhin wurde sein Name geändert. Es fiel mir auf, daß er sehr bald eine starke Verantwortlichkeit und Liebe für die neue Familie und ihre Traditionen entwickelte, und er fühlte wohl, daß die Namensänderung viel mehr als eine Formalität war. Sie hätten sich keinen besseren Erben aussuchen können; und mit diesem Schritt war eine der Grundlagen für sein ganzes späteres Leben gelegt.

Durch unsere verschiedenen Interessen, - seine in Geschichte und Dichtung, meine in Naturwissenschaften und Musik, - hatten wir verschiedene Freunde. Obwohl wir uns schätzten und respektierten, wurden wir erst viel später Freunde. Nachdem wir die Schule im Frühjahr 1937 beendet hatten, gab Joachims Mutter ein Festessen für die ganze Abitursklasse, an das ich mich gut erinnere. Es fand an einem Tag statt, als ein kräftiger Schneesturm grosse Mengen Schnee auf die Strassen des Schwarzwalds entlud und den Berghof am Schlüchtsee einschneite. Wir kämpften uns dorthin in mehreren Mietsautos durch und fanden ein herrlich vorbereitetes Lunch, das in gemütlicher Umgebung mit grosser Freundlichkeit serviert wurde. Damals sah ich noch nicht voraus, daß dies nur die erste von vielen denkwürdigen Gelegenheiten sein würde, zu der Joachim und Familie mich einluden. Jedes Mal war es etwas Besonderes: anregend und elegant in netter Gesellschaft und schöner Umgebung.

Auf dem Rückweg blieben wir prompt in Schneewehen stecken, und wir mußten aus den Autos durch die Fenster hinausklettern. Viele Jahre später erinnerte ich mich mit einer Klassenkameradin daran, die auch bei der Gesellschaft gewesen war: Traudl Mies van der Rohe. Sie war jetzt Kuratorin im Chicago Art Institute, und ich arbeitete als Rockefeller Fellow in der Harvard Medical School in Boston. Sie sah vor sich noch deutlich die schönen Zeiten damals im Frühjahr 1937 auf dem Schluchtseehof.

Als wir die Schule verliessen, trafen Joachim und ich keine besonderen Verabredungen uns wiederzusehen, aber unsere Wege kreuzten sich zufällig mehrere Male. Ich sah ihn während des Krieges in Berlin; und dann, kurz nachdem wir nach Bern gezogen waren, rannten wir zufällig auf der Strasse ineinander, - 1949 in der Berner Altstadt. Dies war die Stadt, wo die Familie seines Vaters mehrere Jahrhunderte lang regierende Stellen innegehabt hatten, und wo er sich zu Hause fühlte. Die Ernests gehörten tatsächlich zu den Patrizierfamilien, die die Stadt in einer der reinsten Oligarchien regiert hatten, - bis zur Zeit der Französischen Revolution und später wieder, bis etwa 1848. /

Joachims Mutter hatte ein kleines, aus dem 18. Jahrhundert stammendes, hübsches Häuschen ausserhalb Fribourg gekauft und renoviert, - nur eine halbe Stunde Autofahrt von Bern; Joachim lebte dort mit seiner Mutter und studierte an der Universität Fribourg Philosophie. Er wurde bald ein immer willkommener Besucher in unserer winzigen Wohnung, und ich erinnere mich an viele Gelegenheiten wo wir in Fribourg-Givisiez im Chatelet dinierten, oder wo er bei uns erschien.

Joachim erzählte immer gerne Geschichten, die er sehr intensiv und eifrig vortrug und die immer interessant waren. Es gab komische Gelegenheiten, wo das Geschichtenerzählen mit den gesellschaftlichen Pflichten in Konflikt kam. Ich erinnere mich an ein Mal früh in unserer Verheiratung, als Inge für uns drei das Diner fertiggemacht hatte. Ungeübt im Kochen hatte sie etwas wenig Essen zubereitet. Als Joachim als dem Gast die Schüssel mit Fleisch und Gemüse zuerst angeboten wurde, war er gerade in der Mitte einer interessanten Geschichte und passte nicht auf, was er tat. Ohne auf das Essen zu schauen nahm er alles, was auf der Platte war, auf seinen Teller und fuhr fort zu erzählen während er anfang zu essen. Inge machte mir Zeichen, daß das alles war, was sie vorbereitet hatte. Der Fehler wurde heimlich richtiggestellt, und ich glaube, daß Joachim erst erfahren wird, daß er damals aus Versehen drei Diners gegessen hat, wenn er diese Aufzeichnungen liest.

Bei anderer Gelegenheit zeigte er seine Großzügigkeit zusammen mit seiner Vorliebe für in der Schweiz seltene Meeresfrüchte. Besonders selten sind Austern. An dem besonderen Abend erwarteten wir ihn wieder ein Mal zum Diner. Inge, als neugebackene Schweizerische Hausfrau, wollte uns mit einem Käsefondue bewirten. Dies muß direkt vor dem Anrichten in genauester Weise zubereitet werden. Sie hatte vom Käseladen nebenan Zutaten und Rat bekommen, und indem sie meine Warnungen vernachlässigte, begann sie Frau Rolli's Rezept zu folgen. Es geschah, was unerfahrenen Fonduemachern häufig passiert: als die Mischung heiß wurde, trennte sich Festes vom Flüssigen.

Niemand, der es nicht selber erlebt hat, kann sich vorstellen, was für eine Scheußlichkeit mißbratenes Fondue ist: ein fester, unverdaulicher Gummiball schwimmt in einer übelriechenden, klaren Bouillon; und man kann damit nichts Anderes tun als es wegschmeissen.

Es war noch ausreichend Zeit um wieder von vorne anzufangen, da der Gast noch nicht eingetroffen war. Inge gab die Hoffnung nicht auf und rannte wieder zu Frau Rolli, der Besitzerin des Käselädchens, um neue Zutaten und Rat zu bekommen. Aber die gleiche Katastrophe ereignete sich zum zweiten Mal: das Fondue entmischte sich wieder. Gerade in dem Augenblick klingelte die Hausglocke, und Joachim kam herein. Er trug einen Korb voller Pakete, und ehe wir noch etwas sagen konnten gab er Erklärungen ab. Er entschuldigte sich und berichtete, daß er gerade durch Glück in der Stadt eine grosse Zahl seiner bevorzugten Austern bekommen hatte und dazu Brot und Käse. Könnten wir möglicher Weise das geplante Menu später essen und jetzt erst zusammen die Austern verzehren. Er hatte sie entdeckt, als sie gerade von der Französischen Küste eingetroffen waren, und sie waren köstlich frisch. Es erwies sich als ein denkwürdig köstliches Essen; und Joachim und der andere Gast, Martin Schmid, Sohn des Politikers Carlos S., erfuhren damals nicht, daß sie kaum etwas zum Essen bekommen hätten, wenn er die Austern nicht mitgebracht hätte. Zu viert aßen wir zusammen das köstliche Mahl, von seinen Entschuldigungen begleitet.

Während der Zeit zu der wir uns in Bern und Fribourg besuchten, traf Joachim bei uns einen jungen Arzt, der gerade sein Endexamen in Medizin bestanden hatte und jetzt im Pharmakologischen Institut, in dem ich arbeitete, seine obligatorische Doktorarbeit ausführen wollte. Sein Name war Andres Haemmerli, und er kam aus einer Züricher Arztfamilie. Seine Mutter hatte gerade das älteste dauernd bewohnte Bürgerhaus in Zürich geerbt, und er interessierte sich besonders für alte Wohngebäude wie Adelsheim. Die Beschreibung des Züricher Hauses, das Inge und ich mehrmals besuchten, folgt später.

Damals bot Andres Haemmerli an Inge und mich im Auto seiner Mutter durch Süddeutschland kurz nach Kriegsende zu Schloß Adelsheim zu fahren, das Joachim gerade geerbt hatte. Sein Adoptiv-vater war gestorben, und Joachim hatte seine Erzählungen über das Schloß mit einer herzlichen Einladung begleitet. So begann die erste von vielen Reisen zu diesem besonderen Gebäude im Frühling 1951.

Ich erinnere mich daran, daß wir die erste Nacht etwa halbwegs in Sankt Georgenhof verbrachten, wo Andres Haemmerli meiner Mutter und Großmutter und anderen Familienmitgliedern vorgestellt wurde, die nach ihrer Flucht im 2. Weltkrieg noch dort wohnten. Von da fuhren wir über vereiste Strassen durch Süddeutschland, wo die Kriegsschäden noch nicht vollständig repariert worden waren. Südlich von Frankfurt am Main fanden wir die kleine Stadt Adelsheim mit dem grossen Schloß in der Mitte.

Es war kalt und dunkel am Ankunftstag; Wetter und Zustand des alten Gebäudes vereinigten sich zu dem Eindruck von etwas recht Düsteren,- sehr im Gegensatz zu dem was wir nur wenige Jahre später dort sahen. Von den 26 Schlaf- und Wohnzimmern waren nur wenige möbliert und frei; in manchen Zimmern wohnten noch Flüchtlinge vom letzten Krieg. Wir mußten im Gasthaus gegenüber dem Schloß übernachten. Aber am nächsten Tag genossen wir die erste von vielen Touren durch das ganze Gebäude, vom stolzen neuen Besitzer geführt, der im Geiste bereits viele Verbesserungen sah. Es gab schon die umgebenden Gärten, Fließchen und Wasserfall,- Überreste einer vergangener Periode romantischer Landschaftsgärtnerei. Wir sahen zum ersten Mal etwas von den grossen Wäldern und Höfen, die unter Joachims Verwaltung inzwischen Vorbilder guter Verwaltung und langfristiger Haushaltung geworden sind.

Wir besitzen noch eine Photographie vom gemeinsamen Frühstück: wir sitzen am grossen, runden Tisch in einem quadratischen Raum gegenüber der Küche,- der Tisch ist jetzt der tägliche Eßtisch geworden: Andres Haemmerli, Joachim, Inge und ich.- Wir verbrachten die Abende in einer engen, hohen Bibliothek am offenen Kamin, wo ein knackendes Feuer Gemütlichkeit und nötige Wärme ausstrahlte. Das Zimmer war das kleine Wohnzimmer der letzten Baronin Adelsheim gewesen; wir kannten sie jetzt in Bern als Tante Kättli.

In den folgenden Jahren ereigneten sich zwei Dinge, die zu den Veränderungen in Adelsheim beitrugen: Joachim (und seine "spätere" Frau) liessen das Schloß innen und aussen sehr sorgsam renovieren,- und er heirathete. Das letztere Ereignis bahnte sich in unserem Beisein in Bern-Bethlehem an, und es verdient besondere Beschreibung.

Als wir noch zusammen 1935-1937 in der Schule Birklehof waren, begann ich eine besondere Freundschaft mit ein paar Mitschülern, die etwas jünger als ich waren, und die eine oder zwei Klassen unter mir waren. Eine unserer gemeinsamen Interessen war das Planen und Ausführen gemeinsamer Touren, auf denen wir Dörfer und Bauernhöfe im Hochschwarzwald besuchten, und wo wir Landwirte bei der Arbeit beobachten konnten. Eine Zeit lang waren wir als die "Brotbäcker" bekannt, da es sich herumgesprochen hatte, daß wir ein Mal heldenhaft ganz früh aufgestanden waren, um in einem entfernten Bauernhaus den Augenblick abzapfen, wenn der Teig zum Brotbacken in den Ofen geschoben wurde.

Dies hatte ich oft auf dem Sankt Georgenhof auf der Schwäbischen Alb beobachtet, und nun wollte ich gerne herausfinden ob es im Schwarzwald ähnlich ausgeführt wurde. Wir hatten wohl auch Rousseau-artige Vorstellungen vom einfachen Leben. Wir spielten ausserdem zusammen Kammermusik, wobei ich als einer der wenigen Cellospieler vielgefragt war. Eine unserer Klavierbegleiterinnen war ein Mädchen namens Helga von Zitzewitz, und wir alle hatten sie sehr gerne.

Helgas Mutter war eine Cousine der Besitzerin der Schule, der Baronin Edith von Wolff, und einige von deren Familienangehörigen lebten nahe meinen Großeltern in Grunewald. Meine Mutter hatte die Familie schon in jungen Jahren gekannt. Als die Mutter Zitzewitz zum Besuch der Schule und ihrer Cousine kam, saß sie mehrere Wochen lang beim Essen neben mir, und ich erinnere mich noch gerne an unsere Unterhaltungen.- Die Tischordnung in der Schule wurde alle paar Wochen geändert und war eine wichtige Zeremonie.- Nachdem wir 1937 die Schule beendet hatten, studierte Helga eine Weile lang Klavier in Berlin, und sie nahm mich mit zum Besuch ihrer Eltern, die gerade von Pommern an den Kurfürstendamm gezogen waren,- wohl eine Art Pensionierung.

Helga von Zitzewitz und ich blieben während des Krieges in Verbindung, und auch während ihrer ersten Ehe mit dem Grafen Joachim Bernstorff. Sie hatte drei Kinder mit ihm. Er war am Ende des Krieges unter schrecklichen Umständen gestorben, und ihre Eltern waren auch in Pommern beim Russischen Einmarsch umgekommen. Jetzt lebte sie mit ihren Kindern und zahlreichen Verwandten, die von Ostdeutschland geflohen waren, in Norddeutschland auf dem Bernstorffschen Gut in Gartow.- Es war nicht allzu überraschend, als sie einen Brief kurz nach meiner Heirat und nach Anfang meiner Berner Tätigkeit 1949 schrieb, in dem sie anfragte, ob sie zu Besuch kommen könnte,- vielleicht eine Weile bei Inge und mir wohnen könnte.

Inge und ich sandten sogleich eine Einladung, zu uns in die Zweizimmerwohnung in Bern-Bethlehem zu kommen, die von einem Freund die intensivst benutzte Wohnung der Schweiz genannt wurde. Die Schweiz war während des Krieges relativ

unbeschadet geblieben und erlebte einen spürbaren Aufschwung, während in Deutschland die materiellen Folgen des Krieges nur ganz langsam überwunden wurden. Ein Aufenthalt in Bern sollte Ruhe und Erholung für Helga bringen.

Am Morgen nach Helgas Ankunft in Bern fand ein denkwürdiges Ereignis statt: sie bügelte Deutsches Papiergeld in unserer Küche. Sie hatte versucht, Papiergeld über die Schweizerische Grenze zu schmuggeln, da sie uns mit Haushaltsausgaben während ihres Aufenthalts helfen wollte. Dies wurde aber entdeckt, und das Geld konfisziert. Nicht alles Geld wurde gefunden, da ein Freund ihr geraten hatte, etwas davon im Ende einer Tube Zahnpaste zu verstecken, nachdem die Paste entfernt worden war. Vorne befand sich noch weisse Masse, aber am Ende konnte man, nach Öffnen der Tube, das zusammengerollte Geld herausziehen. Niemand hatte dies Versteck entdeckt, und die etwas schmierigen Noten konnten herausgezogen, gewaschen und gebügelt werden. Etwa 40 Jahre später sehe ich noch im Geiste das Bügelbrett mit Helga, die das Eisen über die Scheine hinschiebt. Ich erinnere mich nicht, ob wir das Geld tatsächlich verwendeten.

Es wurde bald klar, daß es noch einen anderen Grund für den Besuch gab. Helga war gerade beim Jahrestreffen unserer alten Schulle Birklehof gewesen, und sie hatte sich mit Joachim angefreundet. Sie erinnerte sich zwar noch an ihn von früher, aber jetzt hatte sie angefangen, ihn gern zu haben, und sie wollte ihn besser kennenlernen. Unsere Wohnung in Bethlehem war nur eine halbe Stunde Autofahrt von Givisiez entfernt, wo Joachim mit seiner Mutter lebte, und wo er an der Universität Fribourg studierte.

Um die Lage zu komplizieren war ein anderes früheres Mitglied der "Brotbäcker" gerade in Bern angekommen und wohnte bei uns. Er hatte immer Helga sehr gerne gehabt, aber er war jahrelang beim Militär gewesen und nur langsam erwachsen geworden, und er war erst jetzt bereit ernstlich ans Heirathen zu denken. Er war jetzt beruflich gut angekommen im Verlegen von Büchern. Sein Besuch in Bern und bei uns war mit dem Gedanken verbunden, Helga als Witwe Bernstorff einen Heiratsantrag zu machen.

An einem bestimmten Tage entwickelte sich die Lage schließlich dramatisch: Helga, Joachim und der Dritte starteten zusammen auf eine Bergtour im Berner Oberland. Wie uns später berichtet wurde, waren die drei schließlich am unteren Ende des Sessellifts angekommen, der sie zur Spitze des Niesen-Berges tragen sollte. Die Sesseli waren in Paaren, und immer zwei konnten zusammen hinauffahren. Joachim schien entschieden zu haben, daß eine 20 Minuten Fahrt zu zweit in einem Sesseli eine ideale Gelegenheit wäre, um die Heiratsfrage zu diskutieren.

Joachim bestieg das Sesseli mit Helga und brachte es fertig gerade vor der Ankunft auf dem Gipfel die Heiratsfrage erst ein Mal theoretisch und prinzipiell zu diskutieren, was dann später zu der Verlobung führte. Es wurde ein entscheidender Tag für das weitere Schicksal Adelsheims, und wir fühlten uns beinahe hineingezogen.

Die Hochzeit wurde in Bern gefeiert. Joachims Vetter Armand von Ernst, ein Berner Bankier, bot sein Schloß Muri ausserhalb Berns an. Inge und ich, zusammen mit vielen Familienmitgliedern und Freunden, trafen uns in der schönen, kleinen Muri-Kirche am Ende des Parks, und danach gingen wir alle zum Essen und Trinken zu einem Empfang im Schloß. Die Photographien, die wir noch besitzen, zeigen eine grosse Zahl verschiedener Leute in schönster Umgebung, darunter Joachims Mutter Helene von Ernest und Helgas Schwiegermutter aus erster Ehe, die Gräfin Bernstorff. Die verschiedenen Familien schienen harmonisch zusammen und zufrieden über die neue Verbindung.

Hier konnte Helga zeigen, daß sie das Zentrum einer sich ständig vergrössernden Familie war: Ihre Tochter aus erster Ehe und Zwillingsöhne, ihre Schwester und Bruder aus Norddeutschland und zahlreiche Onkel und Tanten von allen Seiten kamen. Joachim begann sogleich sich um seine Stiefkinder zu kümmern, nahm kurz darauf ihre Erziehung in die Hand; und vor Kurzem, - beinahe 50 Jahre alt, - erzählten diese mir, daß er der beste Vater gewesen sei, den man sich nur wünschen konnte. Der Stiefvater wurde der wichtigste Einfluß auf ihr Leben. Die drei älteren Kinder fühlten sich auch bald als Beschützer der jüngeren Geschwister: eine Tochter und ein Sohn, Nachkommen von Helga und Joachim.

Ich beschreibe hier die guten Beziehungen in der Adelsheim-Zitzewitz-Ernest-Bernstorff Familie, da sie so wichtig für die Entwicklung des alten Schlosses wurden, in dem alle von Zeit zu Zeit lebten. Es manifestierte sich in Veränderungen am Gebäude, das anfang einladender auszusehen. Jedes Mal, wenn Inge und ich nach Europa fuhren, besuchten wir Adelsheim und beobachteten den Fortschritt. Ein Mal z.B. machten wir einen kurzen Umweg über Adelsheim um die neuen Fensterläden zu bewundern, die Farbe und Abwechslung in die ausgedehnte Front des Gebäudes brachten, ohne die Form zu stören. Aber es war nicht nur das Aussehen, - es wurde immer gemütlicher dort zu bleiben.

Besonders erinnere ich mich an ein ausgedehntes Wochenende mit alten Schulfreunden und ihren Kindern in Adelsheim in den frühen 60er Jahren, wohin wir mit unseren zwei Töchtern aus USA kamen. Sie erinnern sich noch an die Gastfreundschaft mit kleinen Überraschungen auf den Nachttischen, Musik und andere Vergnügungen. Der Zauber der Umgebung vereint mit der Lebhaftigkeit der Einwohner machte es besonders genussreich.

Es gab nun eine Zahl moderner Badezimmer, wo das einzig altmodische die grossen Badewannen waren, wo man bis zum Hals in heissem Wasser sitzen konnte und auf alte Bäume hinausschauen. Der elektrische Fahrstuhl war eingebaut, so daß man leicht von einem hohen Stockwerk ins andere fuhr, ohne gefährliche Kletterkünste. Grosse Schlafzimmer waren gemütlich eingerichtet um Gäste aufzunehmen.

Man sollte wohl Joachims 60. Geburtstag 1978 beschreiben als eine Gelegenheit, wo das alte Schloß im neuen Kleid den eleganten Rahmen für eine frohe Festlichkeit bot. Mehrere Wochen davor hatten wir in Knightdale einen Telefonanruf von Louis Ferdinand Adelsheim, dem Sohn von Joachim und Helga, erhalten, um uns wissen zu lassen, daß die "Kinder" eine Feier des Geburtstages für den Vater vorbereiteten und uns als alte Freunde dabei haben wollten. Der Besuch war als Überraschung geplant. Nachdem wir eine einwöchige Rundreise von Raleigh nach Deutschland und zurück gebucht hatten, kamen Inge und ich einen Tag vor dem Geburtstag in Frankfurt am Main an. Louis Ferdinand holte uns in einem Adelsheim Auto ab und fuhr uns direkt zu seinen Eltern. Als wir die Brücke zum Tor des Schlosses überquerten, trafen wir Joachim mit seinem grossen schwarzen Hund, als er vom Morgenspaziergang zurückkam. Er schien bei guter Gesundheit, nachdem er einen schweren Anfall von Lebercirrhose überstanden hatte, und wir begrüßten ihn freudig.

Das uns zugewiesene Zimmer war ein grosser, quadratischer Raum auf dem 3. Stock des Schlosses, mit schönen alten Möbeln und Familienbildern eingerichtet, direkt neben einem bequemen Badezimmer. Wir sahen auf den alten Burggraben hinunter, der inzwischen in einen Blumengarten verwandelt war, wo Tische und Stühle zum Tee aufgestellt waren. Hinter dem Graben waren weitere Blumenbeete, von grossen Bäumen eingefast, und darüber hinweg sah man die Dächer der Stadt. Neben uns wohnte Joachims Schwester Bici mit Mann, die ich seit langem kannte, und die ich unter anderem vorher auf ihrer Farm in Uruguay besucht hatte. Vor wenigen Jahren waren sie nach Europa zurückgekehrt und hatten sich ein Haus in Ascona am Lago Maggiore in der Südschweiz gebaut und ein Sommerhäuschen im Schwarzwald. Wir feierten ein fröhliches Wiedersehen.

Neben unseren Betten auf dem Nachttisch lagen zwei gedruckte Bogen: Sie enthielten eine Liste der erwarteten Gäste und einen Stundenplan der Festlichkeiten für die nächsten drei Tage mit Mahlzeiten, Ausflügen, Vorstellungen. Wir hatten vorher bei anderen Festen der Familie solche Informationen erhalten, und ich fand sie immer besonders informativ und angenehm. Man machte es den Besuchern so gemütlich wie möglich. Wir konnten auf der Liste alte Freunde finden, die wir zu treffen hofften, und erfuhren sogar, wo jeder herkam.

Das weniger feierliche Essen am Abend vor dem Geburtstag wird immer in meiner Erinnerung denkwürdig bleiben. Ich sass zwischen zwei Damen ungefähr meines Alters, eine altbekannt, die andere neu. Wir führten eine lebhaft Unterhaltung.

Die Dame zur Linken war eine Österreichische Prinzessin, die sich besonders für meine Zucht von Korsischen Bergschafen (Mouflons) interessierte; und ich berichtete von den Erfolgen und Enttäuschungen beim Züchten dieser schönen Tiere. Sie werden oft in Waldungen ausgesetzt, weil sie nie die Rinde der Bäume anknabbern. Die Familie der Prinzessin besaß eine Menge Land mit Wäldern in Österreich.- Zur Rechten saß eine Cousine von Helga, die Tochter der Besitzerin unserer früheren Schule; sie hatte einen Nachkommen des Deutschen Kanzlers Bismarck geheiratet. Ihre Mutter wurde von uns Schuljungen sehr bewundert, und viele von uns waren überzeugt, daß sie die netteste und weiseste Dame in der ganzen Welt sei. Die Mutter war lange verstorben, und ihre Tochter Ebba war nun ungefähr in dem Alter, in dem ich die Mutter zum letzten Mal gesehen hatte,- direkt nach dem 2. Weltkrieg. Es war auffallend, daß sie genau wie ihre Mutter vor dreissig Jahren redete, lachte und sich bewegte, und ich fühlte mich in lange vergangene Zeiten zurückversetzt.

Die eigentlichen Festlichkeiten begannen am nächsten Tag, der das Geburtsdatum von Joachim war. Von all den Dingen, die in den folgenden drei Tagen vor sich gingen, kann ich nur Weniges herausgreifen; in der Erinnerung erscheint es als eine Kette dauernd wechselnder Vergnügen. Das Hauptdiner wurde im barocken Saal serviert, wo wir alle um mehrere Tische sassen. Ich saß zwischen den Schwestern von Helga und Joachim, und ich hielt eine Rede über wissenschaftliche Grundlagen des Verhaltens, wie es durch Erbschaft und Aufzucht beeinflußt wird. Andere Reden erinnerten an Joachims und der Adelsheims Vergangenheit. Zur Ergänzung diente am nächsten Tag ein Ausflug zur nahen Kirche, wo wir viele Grabsteine vergangener Adelsheims sehen konnten. Joachim erzählte uns aus der Familiengeschichte.

Später kam eine besondere Überraschung. Wir begaben uns alle hinunter in die Gewölbe des Kellers, wo Familienmitglieder heimlich Tag und Nacht gearbeitet hatten, um ein kleines Lusttheater zu schaffen. Dies war besonders passend, weil Joachim immer gerne Theater gespielt und inszeniert hatte; und jetzt wurden zur Einweihung Begebenheiten aus seinem Leben von Familienangehörigen und Freunden gespielt. Man kann sich wohl keine bessere Einweihung vorstellen, als am 60. Geburtstag eine Vorstellung auf der eigenen Bühne!

Die Einzelheiten jener Tage sollen nicht weiter geschildert werden. Ich sah, daß das alte Schloß der würdige Rahmen für eine fröhliche Gruppe von Familie und Freunden der Besitzer geworden war. Es schien mir deutlich, daß das Gebäude selber das neue Leben in seinen Mauern genoß. Das Schloß hatte nicht nur überlebt, sondern es hatte wieder einen Zweck, und ich war froh der Zeuge einer glücklichen Ehe zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu sein,- zwischen dem Gebäude und seinen Bewohnern.

Während ich dies schreibe, entwickelt sich die Geschichte Adelsheims weiter. Als wir gerade vor zwei Jahren wieder zu Besuch kamen zeigte man uns stolz ein mittelalterliches Gebäude im Städtchen in der Nähe vom Schloß, wo 8 zusätzliche Gästezimmer und einige Badezimmer vorbereitet worden waren. Freunde, Kinder und Enkel kommen und gehen mehr denn je und füllen die Hallen mit Leben.

Die drei verzauberten Schlösser sind von mir durch Beschreibung unserer Besuche dort geschildert worden, und es fällt mir auf, daß sie alle etwas Gemeinsames haben: Sie waren nicht nur interessant als schöne, alte Gebäude, sondern sie waren alle lebendig geblieben, dadurch daß sie Zuneigung in ihren Besitzern erweckt hatten. Turmhohe Ruinen,- oder grosse Paläste wie Versailles oder Fontainebleau, wo wir vor Kurzem waren,- sprachen uns nicht auf die gleiche Weise an,- und es ist ebenso bei vielen modernen Häusern, wo wir übernachteten. Andere Häuser haben andere Vorteile, aber in meinen Augen können sie nicht mit diesen verzauberten Orten konkurrieren, wo Architektur und Geschichte sich mit Gastfreundschaft und Lebensstilen gegenwärtiger Bewohner vereinen.